

== Preis 1 Mark. ==

G. Lammert

Socialdemokratie

und

Socialliberalismus

von

Theodor Herzka.



Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.

Socialdemokratie und Socialliberalismus

von

Theodor Herzka.



Dresden und Leipzig.
E. Pierson's Verlag.

(1891)



A 01 - 03027

8825

557/71 8825

V o r w o r t.

Die nachfolgende Arbeit ist aus einer Reihe von Artikeln gebildet, die gegen Schluß des Vorjahres in meiner Wiener „Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft“ erschienen sind. Der Gedanke, daß nicht ein Wechsel in den Formen der wirtschaftlichen Knechtschaft, sondern Befreiung der Arbeit von jeder wie immer gearteten Fessel, nicht widernatürliche Gleichheit der Leistungen und der Genüsse, sondern ungeschmäleretes Anrecht auf die Vollfrucht des eigenen Fleißes das Ziel der sozialen Entwicklung sei, erscheint mir im Nachfolgenden mit genügender Klarheit dargelegt; dagegen kann ich mich der Erkenntnis nicht verschließen, daß die Ausführungen über den, die theoretische Grundlage meiner Anschauungen bildenden, von allen bisher bekannten durchaus abweichenden Wertbegriff einerseits und über die auf praktische Durchführung meiner Ideen abzielenden Organisationsformen andererseits, nur höchst oberflächlich berührt und keineswegs erschöpfend behandelt sind. Ich kann jedoch diesen Mangel hier bloß zugestehen und konstatieren, ohne die Möglichkeit zu haben, ihm an dieser Stelle abzuhelpfen.

Mit Bezug auf die Organisationsformen freier Arbeit vermag ich allerdings all jene, welche durch die im Nachfolgenden enthaltenen Andeutungen sich nicht befriedigt fühlen werden, auf die eingehende, und wie ich glaube der Hauptsache nach erschöpfende Behandlung des

gleichen Themas in meinem „Freiland, ein soziales Zukunftsbild“*) zu verweisen; die erschöpfende Begründung meiner Werttheorie dagegen muß ich der Zukunft vorbehalten. Die einschlägigen Abschnitte dieser Brochüre sind auszugsweise einem größeren Werke entnommen, welches — durch die Arbeiten für mein „Freiland“ unterbrochen — derzeit bloß teilweise vollendet in meinem Kulte ruht, und der umfassenden Studien halber, welche die dem neuen Wertbegriffe angepaßte radikale Umgestaltung der Produktionslehre, stets weiter ausgreifend, notwendig macht, vor Ablauf einiger Jahre wohl schwerlich der Öffentlichkeit übergeben werden kann. Im Übrigen meine ich, daß die hier niedergelegten Thesen in den Augen jedes wirklich Unbefangenen an und für sich überzeugend genug sind, um systematischer und alle gegnerischen Theorien widerlegender Beweisführung entzathen zu können.

Zum Schluß möchte ich noch einige erläuternde Worte über die mit dieser Arbeit verfolgte Tendenz einschalten. Die Sozialistenhege unserer Tage ist in Wahrheit der getreue Abklatsch der Demagogenheden aus den Zeiten der „heiligen Allianz.“ Die Sozialdemokraten sind „staatsgefährlich“ nur in dem Sinne, in welchem es die damaligen Demokraten auch waren; sie wollen das Bestehende beseitigen, werden aber dabei schwerlich gewaltthätige Mittel anwenden, sofern man ihnen nur den Gebrauch der jeder politischen Reformpartei gestatteten gesetzlichen nicht verkümmert. Daß sie derzeit noch nicht wissen, was sie im Falle ihres Sieges an die Stelle des Bestehenden setzen wollen, ist richtig; aber das wußten bekanntlich die Demokraten lange Zeit auch nicht, und trotzdem wird heute wohl kaum Jemand bezweifeln, daß aller seither eingetretene Fortschritt ihnen zu danken ist. Ich fürchte also von einem Siege der Sozialdemokratie durchaus nichts, halte alle für diese Eventualität in Aussicht gestellten Schrecken für leere Hirngespinnste, während ich von einer endgiltigen — nicht bloß materiellen, sondern geistigen — Unterdrückung ihrer Bestrebungen

*) Erste, vollständige Ausgabe bei Duncker & Humblot 1890 (à 10 Mark), die folgenden, etwas gekürzten drei Ausgaben bei E. Pierson in Dresden (à 3 Mark).

den Untergang aller Freiheit, Kultur und Gesittung besorgen würde. Das hindert nicht, das ich das positive Programm der Sozialdemokratie — wie ja aus dem Nachfolgenden jattsam hervorgehen wird — verwerfe, für schlecht und unsinnig erkläre; aber für ebenso schlecht und unsinnig erkläre ich das Bestehende, welches jedoch dem sozialdemokratischen Übel gegenüber in meinen Augen den einen ungeheuren Nachteil besitzt, daß es zu den unsinnigen Dingen gehört, die möglich sind, während der sozialdemokratische Unsinn — glücklicherweise — unmöglich ist. Die moderne Menschheit windet sich unter Martern und Qualen, welche ihr eine überlebte soziale Ordnung auferlegt; es ist unsinnig, daß der zum Manne Herangereifte immer noch, trotzdem sie jetzt zur würgenden Garotte geworden, die gleiche Halsspange tragen muß, die er als Kind getragen, daß man seine Füße in das nämliche Schuhwerk zwingt, welches einst ganz bequem gewesen, jetzt aber als spanischer Stiefel wirkt, daß er sich immer noch mit den Nahrungsrationen eines Kindes begnügen muß u. s. w., u. s. w., es ist unsinnig, aber es ist möglich, denn es geschieht, und von den einstigen Pflegern, die inzwischen zu Folterknechten geworden, kann ihm keine Hilfe kommen, denn diese — deren Kleidung und Nahrung stets schritthaltend, ja vorauseilend mit ihrem eigenem Wachstum gewachsen — wollen nicht hören noch sehen; sie halten sein Stöhnen, das Zucken seines gemarterten Körpers für Äußerungen kindischer Ungezogenheit oder böbischen Übermutes. Da stürmt der Kommunist heran; er hört das Klageschrei, sieht die Marter der Menschheit; er wird helfen. Freilich macht er Miene, dies in der Weise zu thun, daß er die Peiniger mitsammt dem Gepeinigten kurzweg mit Haut und Haar verschlingt; allein das hat wenig zu sagen. Ich meine, es wird sich noch rechtzeitig zeigen, daß der Befreite im Schlunde des Befreiers keinen Platz hat, also gar nicht verschluckt werden kann, und auch darum ist mir nicht bange, daß letzterer dann alsbald begreifen wird, das Verschlungenwerden sei mitnichten so notwendig zum Schutze des Mißhandelten gegen etwaige zukünftige Angriffe des bösen Wärters, als es der Kommunist sich ursprünglich einbildete. Aber

andererseits ist es meine Meinung, daß dem Befreier sein Werk um vieles rascher gelingen würde, wenn man ihn jetzt schon überzeugen könnte, er dürfe und müsse sich damit begnügen, den Zwingherrn — ob im Guten oder im Bösen, ist einerlei — bei Seite zu schieben und den Gefesselten auf die eigenen Füße zu stellen. Denn damit würde zum ersten erreicht, daß das Opfer, welches derzeit selber noch ein wenig Angst vor seinem Befreier hat, und ohne dessen thatkräftige Mitwirkung die Hülfe unmöglich ist, sich weit rascher ermannen, und zum zweiten, daß der Widerstand des Bedrängers alsbald erlahmen würde. Denn eigentlich böse und schlimm ist ja Letzterer gar nicht. Er bildet sich nur ein, den Unglücklichen in seinen Banden zurückhalten zu müssen, damit er nicht verschlungen werde. Man nehme ihm diesen in das Gewand menschenfreundlicher Vorsorge gekleideten Vorwand zur Verewigung seiner Zwingherrschaft, man zeige ihm, daß es sich um nicht mehr handelt, als um die Mündigsprechung eines seiner Bevormundung längst nicht mehr bedürftigen, ja durch deren ungehörige Verlängerung in seiner gesunden Entwicklung in schmachvollster Weise darniedergehaltenen Mannes, und es ist so undenkbar nicht, daß es der Gewalt gar nicht bedarf, um dem Unrecht ein Ende zu bereiten.

Wien, im März 1891.

Theodor Herzka.

I.

Auf dem im Oktober des Vorjahres zu Halle abgehaltenen Kongresse der sozialdemokratischen Partei wurde unter Anderem auch eine Neu-Formulierung des Programmes beschlossen. In seiner gegenwärtigen Fassung ist dasselbe vor fünfzehn Jahren auf dem Gothaer Kongresse festgestellt worden, und wenn inzwischen im Schoße der Partei selber mehrfach Bedenken gegen dessen Richtigkeit laut wurden, und auch der erwähnte Beschluß des letzten Kongresses anzeigt, daß dessen Reformbedürftigkeit mehr und mehr erkannt worden ist, so deuten doch andererseits die über diesen Gegenstand bisher verlaublichen Stimmen ziemlich unumwunden an, daß der Partei einstweilen noch eine radikale Reform ihrer Grundsätze ferne liegt. Und doch hängt der endgiltige Triumph der sozialistischen Bestrebungen eben von der radikalen Durchführung einer solchen Reform ab. Für absolut richtig halten wir bloß das negative Programm der Sozial-Demokratie, nämlich das Verlangen nach Beseitigung der bestehenden, auf Ausbeutung beruhenden Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung; dagegen aber behaupten wir, daß die sozialdemokratische Partei bisher noch nicht im Reinen mit sich darüber ist, von wannen ihr die Berechtigung zu solcher Forderung kommt, und daß sie derzeit auch noch nicht weiß, was sie an Stelle des zu Beseitigenden zu setzen hat. Nun hat Liebknecht allerdings behauptet, daß es gar nicht Sache der Sozial-Demokratie sein könne, der zukünftigen Entwicklung heute schon die Bahnen vorzuzeichnen; allein das ist erstlich an sich unrichtig und

zum Zweiten übt das Parteiprogramm gar nicht solche Selbstbeschränkung; es spricht, wenn auch nur in allgemein gehaltenen Zügen, von den Gestaltungen der Zukunft, ergeht sich aber dabei in Unklarheiten und Irrtümern.

Das sozialdemokratische Programm zerfällt in zwei Teile, deren erster die für die Zukunft geltenden allgemeinen Prinzipien aufstellt, während der zweite Teil Forderungen enthält, mit welchen die Partei an den bestehenden, annoch auf den Grundlagen der alten Wirtschaftsordnung beruhenden Staat herantritt. Wir wollen uns mit dem wichtigeren ersten Teile beschäftigen und reproduzieren daher denselben hiemit vollinhaltlich:

„1. Die Arbeit ist die Quelle alles Reichtums und aller Kultur, und da allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so gehört der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt, bei allgemeiner Arbeitspflicht Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen.

In der heutigen Gesellschaft sind die Arbeitsmittel Monopol der Kapitalistenklasse; die hiedurch bedingte Abhängigkeit der Arbeiterklasse ist die Ursache des Elends und der Knechtschaft in allen Formen.

Die Befreiung der Arbeiterklasse erfordert die Verwandlung der Arbeitsmittel in Gemeingut der Gesellschaft und die genossenschaftliche Regelung der Gesamtarbeit mit gemeinnütziger Verwendung und gerechter Verteilung des Arbeitsertrages.

Die Befreiung der Arbeit muß das Werk der Arbeiterklasse sein, der gegenüber alle anderen Klassen nur eine reaktionäre Masse sind.

Von diesen Grundsätzen ausgehend, erstrebt die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands mit allen Mitteln den freien Staat und die sozialistische Gesellschaft; die Zerbrechung des ehernen Lohngesetzes durch Abschaffung des Systems der Lohnarbeit; die Aufhebung der Ausbeutung in jeder Gestalt; die Beseitigung aller sozialen und politischen Ungleichheit.

Die sozialistische Arbeiterpartei Deutschlands, obgleich zunächst im nationalen Rahmen wirkend, ist sich des internationalen Charakters der Arbeiterbewegung bewußt und entschlossen, alle Pflichten, welche derselbe den Arbeitern auferlegt, zu erfüllen, um die Verbrüderung aller Menschen zur Wahrheit zu machen.“

Wir haben gesagt, daß schon die Motivierung der sozialdemokratischen Forderungen eine irrige ist. Wäre sie wirklich die richtige, so trügen alle sozialistischen Bestrebungen den Stempel vollkommenster Hoffnungslosigkeit. Denn wenn die bestehende Wirtschaftsordnung aus keinen anderen Gründen beseitigt werden müßte, als weil die Arbeit die einzige Quelle allen Reichtums und aller Kultur und weil

allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich ist, so müßte sie doch offenbar entweder schon vor vielen Jahrtausenden beseitigt worden sein, oder sie könnte auch jetzt nicht beseitigt werden. Denn dieses hier angezogene Motiv ist seit den Ursprüngen aller Kultur vorhanden gewesen, hat aber anerkanntermaßen die ihm hier als notwendig zugeschriebene Wirkung nicht ausgeübt. Welchen vernünftigen Grund hätten also wir Sozialisten der Gegenwart, mit Sicherheit darauf zu rechnen oder auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit zu hoffen, daß dieses in aller Vergangenheit als unwirksam erprobte Motiv sich nun urplötzlich als wirksam erweisen werde? Hier ist offenbar nur zweierlei möglich. Entweder giebt es noch andere und entscheidende Gründe, die dem Unrechte der Ausbeutung in Zukunft ein Ende bereiten werden, oder aber dieses Unrecht wird weiter bestehen, wie es bisher bestanden hat.

Wir legen darauf, daß gerade die an die Spitze des Programmes gestellte These — Arbeit ist die Quelle allen Reichtums und aller Kultur — an und für sich unwahr ist, gar kein sonderliches Gewicht, da sie, wie erwähnt, selbst wenn an und für sich richtig, schlechthin beweislos wäre. Arbeit könnte ganz gut die einzige Quelle allen Wertes sein und der Arbeiter trotzdem aus irgend welchen anderen Gründen genötigt, und zwar wohlverstanden, von rechtswegen genötigt werden, das Produkt seiner Arbeit mit anderen zu teilen. Nur ganz nebenbei erklären wir, daß Arbeit nicht die einzige Quelle des Reichtums ist. Ohne die Kräfte und Stoffe der Natur vermag der Mensch absolut nichts, ohne Kapital so gut als nichts zu produzieren. Allerdings kann dem Kapital gegenüber geltend gemacht werden, daß es seinerseits wieder nur aus Arbeit hervorgehe; aber auch damit ist nichts gewonnen, denn erstlich läßt dies den Produktionsfaktor „Natur“ ganz außer Spiel, der unter allen der wichtigste ist und doch offenbar nicht als Ergebnis der Arbeit hingestellt werden kann; und zum Zweiten wäre auch damit, daß Kapital das Produkt von Arbeit allein sei, nicht einmal für das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit etwas gewonnen, vielmehr könnte dieser Satz umgekehrt mit

demselben Rechte auch vom Kapitalisten gegen den Arbeiter zur Begründung seiner Ansprüche geltend gemacht werden. Der Kapitalist könnte sagen: „Ich habe Ansprüche auf das Produkt eurer Arbeit, weil zur Befruchtung derselben das Produkt meiner Arbeit, das Kapital nämlich, beigetragen hat.“ Die wahrhafte Begründung des alleinigen Anspruches der Arbeitenden auf den Arbeitsertrag liegt nicht in der Behauptung ausschließlicher Produktivität der Arbeit, sondern in der Geltendmachung des Anrechtes der Arbeitenden auch auf die anderen Produktionsmittel, nämlich auf die Naturkräfte und auf die Kapitalien.

An und für sich richtig sollte also die erste Theseis lauten: „Da jeder Arbeitende nicht bloß auf seine Arbeitskraft, sondern auch auf die zu deren nutzbringenden Bethätigung unerläßlichen Naturkräfte und Arbeitsmittel ein natürliches Anrecht hat . . .“ Doch, wie gesagt, auch damit wäre noch nichts bewiesen; denn es bliebe immer noch unaufgeklärt, warum dieses von jeher vorhanden gewesene Anrecht gerade jetzt durchgesetzt werden sollte. Was hat sich in diesem entscheidenden Punkte gegenwärtig allen Jahrtausenden der Vergangenheit gegenüber geändert? Das ist die große Frage, auf die der Sozialismus Antwort geben muß, und die das Programm der deutschen Sozialdemokratie bisher gänzlich übersehen hat.

II.

Um die richtige Antwort zu finden, muß man den Standpunkt des abstrakten Rechtes verlassen und sich auf den überall in der Natur und also auch in der menschlichen Gesellschaft (die ja auch nichts Anderes ist, als ein Bestandteil der Natur) allein geltenden der realen Macht stellen. So wenig es den Lämmern etwas nützen würde, den Wölfen zu beweisen, daß sie, die Lämmer, ein natürliches Recht auf das Leben besäßen, und daß es folglich von den Wölfen unrecht sei, sie zu verschlingen; ebensowenig nützt es den geknechteten Massen, mit noch so richtigen Argumenten ihr Recht auf den ganzen Arbeitsertrag zu demonstrieren, so lange sie nicht die Macht haben, dieses ihr Recht zu behaupten. Und diese Macht besaßen sie im bisherigen geschichtlichen Verlaufe nicht: dies ist der Grund, warum sie ihr Recht nicht ausüben konnten; sie haben jetzt diese Macht erlangt: dies ist der Grund, warum sie in Zukunft ihr Recht ausüben werden.

Aber mit dieser Behauptung allein ist es allerdings noch nicht gethan; es muß bewiesen werden, nicht bloß ganz im Allgemeinen, daß die arbeitenden Massen die Macht erlangten, sondern auch, warum und kraft welchen natürlichen Entwicklungsprozesses dies gerade jetzt geschah und geschehen mußte.

Um hierüber zu vollendeter Klarheit zu gelangen, muß vor Allem gründlich und unbefangenen untersucht werden, warum die arbeitenden Massen im bisherigen geschichtlichen Verlaufe außer Stande waren, ihr angeborenes Menschenrecht auf ungeschmälerten Ertrag der Früchte

der eigenen Arbeit zu behaupten. Und da zeigt sich denn, daß dies ganz ersichtlich nur deshalb geschah, weil der Ertrag ihrer eigenen Arbeit nicht genügend groß war, um ihnen zu ermöglichen, Träger der menschlichen Kultur, des menschlichen Fortschrittes zu sein. Wer den ganzen Tag hart arbeiten muß, um des Leibes thierische Notdurst zu decken, ist kein Kulturmensch im höheren Sinne, und eine Gesellschaft, die lediglich aus solchen hart arbeitenden, kümmerlich dahinlebenden Individuen besteht, wird stets in Barbarei versunken bleiben. Den einzigen Ausweg zu höherer Kultur bot in Folge dessen das Institut der Knechtschaft, denn durch dieses allein ward zum Mindesten einer Minderheit ermöglicht, Muße und die Befriedigung höherer Bedürfnisse zu gewinnen. Wohl war auch damals die Knechtschaft ein Unrecht, aber dieses Unrecht war unter Einem das ausschließliche Mittel zur Erlangung der durch den Kulturfortschritt gebotenen höheren Macht, und da, wie gesagt, nicht das Recht, sondern die Macht den Lauf der Welt regiert, so ist die Knechtschaft nicht bloß entstanden, sondern sie hat alle Jahrtausende hindurch über das Unrecht der Freiheit triumphiert. Und wenn es sich noch immer so verhielte, wenn Knechtschaft und Ausbeutung noch immer Kulturnotwendigkeit wären, dann würde den darniedergetreten und ausgebeuteten Massen heute so wenig wie zur Zeit der Pharaonen nützen, wenn die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen als eine Verfündigung gegen das Unrecht dargethan würde.

In diesem entscheidenden Punkte aber, in der Kulturnotwendigkeit oder, was auf dasselbe hinaräuft, in der machterweiternden Wirkung der Ausbeutung hat sich ein fundamentaler Wandel vollzogen. Die Arbeit ist so ergiebig geworden, daß der Einzelne, dem nun der volle Ertrag des eigenen Fleißes unverkürzt gelassen würde, bei mäßiger Anstrengung nicht bloß die tierischen, sondern auch die höchsten Kulturbedürfnisse zu befriedigen im Stande wäre. Daraus geht hervor, daß die Ausbeutung, welche früher den Effekt hatte, eine Minderheit aus der Barbarei emporzuheben, nunmehr umgekehrt von dem Effekte begleitet ist, die Majorität aus dem Kulturzustande in die Barbarei

zurückzustößen. Die wirtschaftliche Gleichberechtigung hätte uns in früheren Jahrtausenden im Zustande primitivster Barbarei darniedergehalten; sie würde uns jetzt Alle zu Kulturmenschen im höchsten Sinne des Wortes umgestalten, und daraus geht hervor, daß kraft des nämlichen Zusammenhanges, nämlich kraft der höhere Macht verleihenden Wirkung höherer Kultur, die bisher über die Freiheit triumphierende Knechtschaft nunmehr von der Freiheit überwunden werden muß und wird.

Auf den ersten Blick scheint es einigermaßen übertrieben und im Widerspruche mit der Continuität aller natürlichen Vorgänge, wenn wir eine so grundstürzende Änderung in der Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit behaupten. Jeder menschliche Fortschritt trägt dazu bei, die Arbeit ergiebiger zu gestalten; aber der Fortschritt ist ja keine Errungenschaft der jüngsten Vergangenheit allein; die Menschheit ist auch in früheren Jahrtausenden, mit Unterbrechung zwar, im Großen und Ganzen doch fortgeschritten, hat aber trotzdem das Institut der Knechtschaft zwar modifizieren, nimmer aber überwinden können. Was ist geschehen, daß wir einen so fundamentalen Umschwung in den Existenzbedingungen der gesamten Menschheit mit Recht erwarten dürften?

Was geschehen ist, fragt man? Die Elementarmächte sind in den Dienst der menschlichen Produktion gezwungen worden. Das spricht sich leicht aus, bedeutet aber, wenn man es seiner vollen ökonomischen Tragweite nach würdigt, eine Änderung der menschlichen Arbeitsbedingungen von so grundstürzender Art, daß dagegen alle bis dahin vollzogenen Fortschritte auf dem Gebiete der Arbeit völlig verschwinden; denn diese Herrschaft über die Elemente sagt, daß an die Stelle der beschränkten Muskelkraft des Menschen die grenzenlose Kraft der Elemente getreten ist. Alle Erfindungen und Fortschritte früherer Jahrtausende bewerkstelligten doch nichts Anderes, als daß die in den Muskeln unserer Arme gelegene motorische Kraft besser und sinnreicher ausgerüstet werden konnte; die Kraft selber aber war alle Jahrtausende hindurch die gleiche. Auf den Kopf der Bevölkerung gerechnet entfiel

zu Beginn der Neuzeit die nämliche Arbeit= Energie (die Mechaniker taxieren sie auf durchschnittlich 30 sogenannte „Fußpfund“) wie zur Zeit der Kreuzzüge, in dieser war sie nicht größer und nicht geringer als in der Blütezeit des alten Hellas und Rom gewesen, und in dieser nicht größer als dazumal, wo der erste Pflüger die ersten Furchen auf seinem Acker zog. Diese spärliche Kraft nun vermochte, noch so sinnreich ausgerüstet, doch nicht so viel der Natur abzugewinnen, als erforderlich gewesen wäre, damit jeder vom Weibe Geborene Muße erlange und zugleich über die Mittel zur Befriedigung höherer Bedürfnisse verfüge. Setzt aber, wo Wärme und Elektrizität uns ihre Riesenarme leihen, wo nimmermüde Sklaven aus Eisen und Stahl in ungezählter Menge an Stelle geknechteter Menschen gesetzt werden können, jetzt besitzen wir die Macht, Überfluß und Muße für Alle zu gewinnen, und wer unbefangen urteilt, wird nicht darüber erstaunen, daß eine so gewaltige Änderung der menschlichen Existenzbedingungen von einer gleich gewaltigen Änderung des sozialen Rechtes begleitet sein muß, sondern umgekehrt darüber, daß es immer noch Menschen giebt, die borniert und kurzsichtig genug sind, zu glauben, daß die Knechtschaft sich erhalten kann, auch nachdem sie überflüssig und schädlich geworden.

III.

Wir haben nachgewiesen, daß die Knechtschaft aufgehört hat, eine Kulturnotwendigkeit und damit ein Beförderungsmittel der Macht zu sein. Damit allein wäre nun die Unvermeidlichkeit ihrer Beseitigung noch nicht genügend dargethan; aber sie ist sogar zu einem Kulturhindernisse und damit zu einer Ursache der Ohnmacht geworden. Der Kulturfortschritt, angelangt an jener Stufe, bei welcher er die Ausbeutung des Menschen durch den Nebenmenschen entbehrlich macht, ist zugleich in seinem ferneren Fortschritte dadurch bedingt, daß besagte Ausbeutung auch wirklich aufhöre. Die bestehende Gesellschaft kann, solange sie ihr soziales Recht den geänderten Arbeitsbedingungen nicht angepaßt hat, von den Vorteilen der neuen Arbeitsmethode gar keinen vollen Gebrauch machen. Wir könnten unerschöpflichen Reichtum für alle produzieren, aber damit dies wirklich geschehe, ist nicht blos notwendig, daß die dahin abzielenden Erfindungen und technischen Fortschritte gemacht seien, es ist auch erforderlich, daß wir in die Lage geraten, den solcherart produzierten Reichtum thatsächlich zu benützen. Dazu aber wieder ist erforderlich, daß der Konsum mit der Ausdehnung der Produktion gleichen Schritt halte. Die Lohnknechtschaft, die dem Arbeitenden den Ertrag seiner Arbeit vorenthält und ihn mit Lohn, d. i. mit dem zu gewohnheitsmäßiger Lebensfristung Nötigen abfindet, verhindert selbstverständlich eine mit der gewachsenen Arbeitsergiebigkeit Schritt haltende Ausdehnung des Konsums, und da der Gebrauch in letzter Linie das einzige Motiv der Arbeit ist, so kann

sich dort, wo der Gebrauch nicht zunimmt, auch die Produktion nicht ausdehnen.

Der Einwand, daß man die nicht konsumierbaren Produkte kapitalisieren könne, läßt sich leicht widerlegen. Auch das Kapital ist nur ein Mittel zur Befriedigung des Konsums. Es ist nichts anderes, als ein Instrument der Arbeit, und wo der Gebrauch desjenigen, was mit Hilfe dieses Instruments hervorgebracht werden soll nicht zunimmt, dort kann selbstverständlich auch die Verwendbarkeit dieses Instrumentes nicht zunehmen; man kann keine neuen Spinnfabriken bauen, wenn der Gebrauch von Gespinnsten stationär bleibt.

Und auch darüber, in welcher Weise sich dieser Kulturstillstand, diese thatsächliche Nichtausnützung der durch die technischen Fortschritte gebotenen Möglichkeit einer Steigerung der Arbeitsergiebigkeit vollzieht, ist nicht gar so schwer, Klarheit zu erlangen. Es geschieht dadurch, daß die, menschliche Arbeitskraft ersparenden Maschinen nur höchst vereinzelt zu thatsächlicher Anwendung gelangen. Neun Zehnteile aller Menschen müssen in zerissenen Schuhen und barfuß gehen, nicht weil wir außer Stande wären, genügend Schuhe für sie alle zu erzeugen; wir brauchen bloß die Millionen Schuhmacher, die allenthalben noch mit dem Knieriemem arbeiten wie im grauen Altertum, in Schuhfabriken zu beschäftigen und es könnte ein Ueberfluß des feinsten Schuhwerkes für jedermann erzeugt werden. Aber weil unsere sozialen Satzungen neun Zehnteile von uns zum Barfußlaufen verurteilen, deswegen müssen die Millionen Schuster noch arbeiten, wie zu jener Zeit, wo die Schuhmaschine noch nicht erfunden war.

Die Schuhfabrik ist ein Instrument, bei welchem — selbstverständlich unter Einrechnung der zu ihrer Errichtung und zur Beschaffung der Betriebsmittel erforderlichen Arbeitskräfte — Arbeit erspart wird; sie beansprucht beispielsweise an Herstellungskosten und Betriebsmitteln, umgerechnet auf den einzelnen Arbeitstag, hundert menschliche Arbeitskräfte, setzt aber dann in ihr beschäftigte andere hundert menschliche Arbeitskräfte in den Stand, so viel Schuhe zu produzieren, als beispielsweise mit Knieriemem und Ahle 500 Schuster

erzeugen würden. Durch die Schuhfabrik werden also dreihundert Arbeitskräfte erspart und es sollte gefragt werden, warum sie nicht überall die Handarbeit verdrängt. Die orthodoxe Dekonomie weiß darauf so wenig eine Antwort, wie die Sozial-Demokratie. Und doch liegt die Lösung offen zu Tage. Der Einzelne kann die Schuhfabrik nicht benützen, ganz aus demselben Grunde, aus welchem, vom allgemeinen Gesichtspunkte betrachtet, die Ausrüstung von mehr Schuftern mit verbesserten Schuhproduktionsmaschinen unmöglich ist, nämlich, weil der Konsum nicht Schritt hält mit den Fortschritten der Produktion. Für den einzelnen Unternehmer heißt der Konsum der arbeitenden Massen: „Arbeitslohn“, und wir behaupten nun, daß auch der Einzelne Schuhfabriken nicht überall errichten kann, weil Arbeitslohn nur ein Teil des vollen Ertrages menschlicher Arbeit ist. Denn was der Unternehmer mit seiner Fabrik erspart, das sind Arbeitslöhne, was er jedoch zur Herstellung der Fabrik aufwenden muß, das sind Arbeitserträge. Allerdings ist die Fabrik samt den Betriebsmitteln das Produkt von bloß hundert Arbeitstagen, und es würden für die Produkte dieser hundert Arbeiter vierhundert Schuharbeiter entbehrlich; aber an den hundert Arbeitslöhnen, die der Fabrikant an die Herstellung seiner Fabrik wendet, haften auch Grundrente, Unternehmergewinn und Kapitalzins; er muß dem Baumeister, dem Maschinenfabrikanten nicht bloß die Arbeitslöhne bezahlen, welche sie aufgewendet haben, sondern auch ihren Gewinn, die Zinsen des aufgewendeten Kapitals und die Rente für jene Grundeigentümer, auf deren Boden die Ziegel geschlagen, das Eisen gefunden, das Holz gehauen wurde. Und wenn nun diese verschiedenen Gewinnarten zusammengenommen mehr als das Dreifache des aufgewendeten Arbeitslohnes betragen, so ist klar ersichtlich, warum der Fabrikant eine Fabrik nicht bauen kann, in welcher bloß hundert Arbeitserträge iteden, und bei welcher er vierhundert Arbeitslöhne ersparen würde.

Das Verharren auf einer veralteten sozialen, mit den modernen Arbeitsbedingungen in Widerspruch geratenen Ordnung ist es also, was die moderne Menschheit hindert, vollen Gebrauch von den



erlangten produktiven Fähigkeiten zu machen und dadurch alle ihre Angehörigen zu Kulturmenschen im höchsten Sinne des Wortes umzugestalten; sie ist aus einer zwar traurigen, aber unvermeidlichen Kulturnotwendigkeit, was sie Jahrtausende hindurch gewesen, zu einem vererblichen Kulturhindernisse geworden, und deshalb soll sie nicht nur, sondern muß und wird sie mit Notwendigkeit beseitigt werden.

IV.

Die Motivierung des sozialdemokratischen Programmes ist also falsch. Die Ausbeutung ist nicht deshalb ein Unrecht, weil Arbeit die einzige Quelle allen Reichthums ist, sondern weil der Arbeitende als Mensch das gleiche Unrecht auch auf die anderen zur Produktion erforderlichen Faktoren besitzt; und sie wird nicht beseitigt werden, weil sie ein Unrecht ist und von jeher gewesen, sondern weil sie im geschichtlichen Entwicklungsprozesse ein Kulturhindernis geworden.

Ebenso unzutreffend aber ist die Formulierung der an die Kulturfeindlichkeit der Ausbeutung geknüpften Schlußfolgerung, die dahin lautet, daß „der Gesellschaft, d. h. allen ihren Gliedern, das gesammte Arbeitsprodukt bei allgemeiner Arbeitspflicht, nach gleichem Recht, Jedem nach seinem vernunftgemäßen Bedürfnisse gehört.“ Ganz offenbar wird diese, streng genommen, gar nicht sozialistische, sondern kommunistische Konsequenz von der Prämisse abgeleitet, daß allgemein nutzbringende Arbeit nur durch die Gesellschaft möglich sei. Auch die Prämisse ist falsch formuliert; nutzbringende Arbeit im höheren Sinne des Wortes ist allerdings bloß in der Gesellschaft, aber keineswegs bloß durch die Gesellschaft möglich. Wenn das Gegentheil behauptet wird, so geschieht dies nur im Wege einer doppelten Auslegung des Wortes „Gesellschaft.“ Arbeitsteilung ist die Voraussetzung jeder höher produktiven Arbeit, der Kulturmensch kann also thatsächlich nicht allein, er muß in Gesellschaft arbeiten; aber diese Gesellschaft der gemeinsam Arbeitenden ist mit nichts die Gesellschaft, der im Sinne

des sozialdemokratischen Programmes das Arbeitsprodukt gehören soll, und unter welcher die Totalität all' der einzelnen Arbeitsgesellschaften, welchem an richtiger Assoziationen nennen könnte, verstanden werden muß. Indes ist diese Unterscheidung von nebensächlicher Bedeutung; die Schlußfolgerung des sozialdemokratischen Programmes ist an und für sich falsch. Daß das Produkt der Gesellschaft gehören müsse, weil der Einzelne nur in der Gesellschaft nutzbringend arbeiten könne, ist eine rein willkürliche Behauptung. Es liegt keinerlei Nötigung vor und ist durchaus unlogisch, zu folgern, daß man Demjenigen, von dem man einen Vorteil hat, nun auch diesen ganzen Vorteil überlassen, ihm die Disposition über dessen Früchte überantworten müsse. Und am allerwenigsten läßt sich absehen, kraft welchen logischen Zusammenhanges wegen der Thatsache, daß nutzbringende Arbeit nur in, oder sagen wir immerhin durch die Gesellschaft möglich sei, letztere das Recht beanspruchen darf, irgend wen zur Benutzung des ihm solcherart gebotenen Vorteils zu zwingen. Im Übrigen glauben auch die Sozial-Demokraten gar nicht an diesen angeblichen Zusammenhang, vielmehr liegt das wahre Motiv obiger Forderung darin, daß sie an der Möglichkeit verzweifeln, auf anderem Wege der Ausbeutung Herr zu werden. Da höher organisierte Arbeit ohne Unterordnung und Disziplin der Arbeitenden unter irgend einen leitenden Willen unmöglich ist, und die Sozial-Demokraten noch nicht zur Erkenntnis gelangt sind, daß man die bisher geübte herrische und ausbeuterische Organisation am besten durch die wahrhaft freie und autonome der zu gemeinsamer Arbeit verbundenen Individuen ersetzen könne, so sind sie eben auf das Auskunftsmittel geraten, die Gesamtheit zur Herrin des Produktionsprozesses einzusetzen.

Sie gerieten aber auf dieses Auskunftsmittel auch noch aus einem andern Grunde, der in den Sätzen: „Bei allgemeiner Arbeitspflicht, Jedem nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen“ klar ausgesprochen ist. Wäre die allgemeine Arbeitspflicht bloß so zu verstehen, daß Derjenige, der nicht arbeitet, auch nichts zu essen haben soll, so ließe sich dagegen weniger einwenden; aber so ist diese These offenbar

nicht gemeint; die Sozial=Demokraten glauben, daß es das Recht der Gesamtheit sei, das Individuum zur Arbeit, und zwar jedes Individuum zu gleichem Ausmaße von Arbeit zu zwingen. Der Schlußpassus vollends: „Jedermann nach seinen vernunftgemäßen Bedürfnissen“ treibt die diskretionäre Gewalt der Gesamtheit über das Individuum auf die Spitze. Hier ist die Gesamtheit nicht bloß das Reservoir, welches alle Erträge aufnimmt und dann wieder unter die Individuen verteilt, sie ist nicht bloß der Wächter darüber, daß Jedermann die gleiche Pflicht erfülle und das gleiche Ausmaß an Bedürfnis=Befriedigungsmitteln erhalte; sie arrogiert sich auch die Entscheidung darüber, welches Ausmaß für Jedermann das „vernunftgemäße“ sei. Ob dem auch eine analoge Befugnis gegenüber stehen soll, die Arbeitspflicht den einzelnen Individuen nicht automatisch gleichmäßig, sondern je nach ihren Kräften zuzuteilen, bleibt im Unklaren; aber auch ohne dieses wäre die Tyrannei einer solchen Arbeitsordnung so unerträglich, daß wir, wenn es wirklich keinen anderen Ausweg aus der Lohnsklaverei gäbe, als den in das einige große Arbeitshaus des Kommunismus, die erstere unbedingt vorziehen würden.

Nun ist allerdings offenbar, daß die Sozial=Demokraten sich in diesem Punkte derzeit noch ganz eigenartigen Illusionen hingeben; sie halten Freiheit und Gerechtigkeit für vereinbar mit dem unerhörtesten Zwange, der jemals geübt worden ist. Indessen wäre es unerklärlich, wie eine Partei, die doch offenbar von brennendstem Freiheitsdurst erfüllt ist, gerade auf dieses Auskunftsmittel geraten konnte, wenn man sich nicht gegenwärtig hielte, daß nicht bloß die Sozial=Demokratie, sondern die ganze ökonomische Wissenschaft immer noch an dem Wahne festhält, daß die Summe des thatsächlich vorhandenen Reichthums einer wesentlichen Ausdehnung nicht fähig sei, und daß demnach die Beseitigung des menschlichen Elends in erster Reihe abhängen von einer gleichmäßigen Verteilung. So verblendet ist sicherlich kein Sozial=Demokrat, um nicht zu wissen, daß der Kommunismus gerade kein Freiheits=Ideal ist; da er sich jedoch bloß vor die Wahl gestellt

glaubt, zu dulden, daß eine Minderheit auf Kosten einer im tiefsten, erniedrigendsten Elende darniedergehaltenen Mehrheit schwelge, oder ein Opfer an Freiheit zu bringen, so ist seine Wahl schnell getroffen, und daß er sich für die Gerechtigkeit gegen die Freiheit entscheidet, macht zwar nicht seinem Verstande, wohl aber seinem Herzen alle Ehre. Dabei wollen wir beileibe nicht gesagt haben, daß die Verteidiger der bestehenden Wirtschaftsordnung, wenn auch minder weicherzig, so doch klüger seien, als die Sozial-Demokraten. 99 Hunderte derjenigen, die sich beim Fortbestande des Bestehenden beruhigen, haben so wenig, ja weniger als die Sozial-Demokraten ein vollkommenes Verständnis für die Gefahren des Kommunismus. Und was mehr ist, selbst wenn sie diese Gefahren begriffen, so erschienen diese Vielen unter ihnen weit minder abstoßend, als den Sozial-Demokraten; wodurch sie sich von den Sozial-Demokraten eigentlich unterscheiden, das ist einzig ihre Kaltherzigkeit. Der Jammer der darniedergetretenen, um ihre Menschenwürde und ihr Menschenrecht gebrachten Mitbrüder sieht sie weniger an, sie halten es für durchaus überflüssig, sich um deswillen, damit auch andere Menschen satt werden, irgend welchen, und sei es auch noch so entfernten Gefahren auszusetzen, und die Sozial-Demokraten haben daher vollkommen Recht, wenn sie mit zorniger Verachtung auf die Masse ihrer Gegner herabschauen. Ihnen, nicht Senen gehört die Zukunft; aber gerade deshalb ist es notwendig, daß sie ihre Anschauungen nicht nach Phantomen, sondern nach der Wahrheit richten.

V.

Bevor wir die Darlegung über das sozial-demokratische Programm zu Ende führen, wird es nötig sein, eine Abschweifung auf rein theoretisches Gebiet, und zwar auf dasjenige der Werththeorie einzuschalten. Denn es ist offenbar, daß die moderne Sozial-Demokratie auf den, ihrem innersten Wesen widerstrebenden Versuch, die Produktion sowohl als den Consum von gesellschaftswegen zu bevorzugen, nur aus dem Grunde verfallen ist, weil sie sich in die Irrlehren der Ricardo-Marx'schen Werth- und Kapitaltheorien verstrickte.

Wir müssen uns vorerst dagegen verwahren, als ob wir die andern Werth- und Kapitaltheorien für richtig hielten. Was zunächst den Wert anbelangt, so weiß man bisher überhaupt nicht, was dieser ist. Zwar findet sich die richtige Definition schon in Adam Smith, der an der Spitze des den Wert behandelnden fünften Kapitels seines grundlegenden Werkes über die Quellen des Volkswohlstandes Folgendes erklärt: „Jedermann ist reich oder arm, je nach dem Maße, in welchem er im Stande ist, die Bedürfnisse, Bequemlichkeiten und Erweiterungen des Lebens sich zu verschaffen.“ Da nun Jedermanns Reichthum aus nichts anderem als aus seinem Besitze an Werten besteht, so heißt dies, wenn man die subjektive Fassung der These objektiv umgestaltet: Werth ist die Eignung der Dinge, dem Menschen die Befriedigung seiner unterschiedlichen Bedürfnisse zu verschaffen. Auf den ersten Blick erscheint diese Definition nicht ganz zutreffend; man sollte meinen, daß die Dinge, von denen hier gesprochen wird,

blos nützlich und nicht auch wertvoll sein müßten. Aber es scheint doch nur so. Denn ebensowenig, als Smith Denjenigen reich nennen würde, der nur einzelne Bedürfnisse zu befriedigen vermöchte, der also beispielsweise zwar Überfluß an Getränken oder an Nahrungsmitteln besäße, dabei aber frieren oder sonst welche notwendige oder angenehme Dinge sich versagen müßte, es vielmehr seine Meinung ist, daß nur Derjenige reich zu nennen sei, der alle seine Bedürfnisse zu befriedigen vermag — so ist auch wertvoll blos jener Gegenstand, der nicht einzelnen Bedürfnissen genügt, sondern dessen Besitz in den Stand setzt, der Gesamtheit der menschlichen Bedürfnisse Genüge zu thun. Und daß die Wertdefinition, so verstanden, richtig ist, daß sie den ganzen Begriff der Sache deckt und umgekehrt von der Sache vollständig gedeckt wird, kann nicht dem geringsten Zweifel unterliegen. Es gibt keinen Gegenstand, dessen Besitz uns in den Stand setzen würde, allen unseren Bedürfnissen zu genügen, und der trotzdem nicht wertvoll wäre, gleichwie es umgekehrt keinen wertvollen Gegenstand gibt, der diese Kraft allgemeiner Bedürfnisbefriedigung nicht besäße. Wodurch die Wertgegenstände besagte Kraft allgemeiner Bedürfnisbefriedigung erlangen, das ist eine andre Frage, aber klar ist, daß sie sie allesamt besitzen, daß sie, um Wertgegenstände zu sein, außer dieser Kraft nichts andres besitzen müssen, und daß, wenn sie diese Kraft nicht besitzen, nichts andres sie zu Wertgegenständen machen kann. Jeder wie immer geartete Gegenstand ist wertvoll oder wertlos, je nachdem ihm diese Kraft innewohnt oder fehlt. Wasser z. B. ist wertlos, solange es blos zum Trinken, Waschen, Baden gebraucht werden kann; es wird wertvoll in dem Momente, wo der Besitz von Wasser uns auch die Macht verleiht, unsern Hunger zu stillen, unsre Blöße zu bedecken u. s. w.

Nun haftet den Dingen allerdings nicht von Natur aus die Kraft allgemeiner Bedürfnisbefriedigung an; sie dienen allesamt an und für sich nur zur Befriedigung einzelner Bedürfnisse, und die Möglichkeit, durch ihre Vermittlung auch anderweitigen Bedürfnissen zu genügen, erwächst für einzelne unter ihnen, welche eben die Wert-

güter sind, lediglich durch den Tausch. Das Wasser, von welchem wir in obigem Beispiele annahmen, daß es unter Umständen ein Wertgut sein könne, wird dies nur dann und dadurch, wenn man im Austausch gegen dasselbe Nahrungsmittel, Kleidung u. s. w. erhalten kann. Die Tauschbarkeit ist also die Voraussetzung des Wertes. Die Tauschbarkeit selber wieder hat zur Voraussetzung, daß der Gegenstand an und für sich nützlich und daß er — selten sei. Also, alle Wertgüter müssen Tauschgüter und als solche müssen sie nützlich und selten sein. Aber wohlgemerkt, Nützlichkeit und Seltenheit sind nur Voraussetzungen des Wertes, haben aber mit dem Begriffe des Wertes an sich absolut nichts zu thun. Unter einem wertvollen Dinge stellen wir uns nicht ein nützlich und seltenes, sondern schlechthin nur ein solches Ding vor, welches im Stande ist, uns die Befriedigung aller Bedürfnisse zu verschaffen — eine Begriffsunterscheidung, an welcher strenge festgehalten werden muß, will man sich nicht in unabsehbare Irrungen verwickeln.

Nun ist die Seltenheit vieler Dinge allerdings identisch mit dem zu ihrer Verwirklichung erforderlichen Arbeitsaufwande. Die Natur bietet uns die meisten ihrer Gaben nicht freiwillig dar, vielmehr müssen wir Mühe und Fleiß zu ihrer Darstellung aufwenden, und da wir diese Mühe und diesen Fleiß ausschließlich blos an die Hervorbringung solcher Dinge wenden, die wertvoll sind, und zwar desto mehr Mühe, desto mehr Fleiß, je wertvoller sie sind, so hat man die Sache umkehren und den Arbeitsaufwand als Wesen des Wertes hinstellen zu dürfen geglaubt. In Wahrheit ist der Arbeitsaufwand — weit entfernt, das Wesen des Wertes darzustellen — nicht einmal ein ausnahmsloses Erfordernis der Entstehung von Wertgütern. Unter einer wertvollen Sache stellen wir uns zwar so wenig eine seltene als eine Arbeitsaufwand erfordernde, sondern ausschließlich eine solche Sache vor, durch deren Vermittlung wir die Gesamtheit unserer Bedürfnisse befriedigen können; aber es ist zumindest thatsächlich richtig, daß alle wertvollen Dinge selten sind, während es nicht richtig ist, daß sie alle Arbeitsaufwand enthalten. Es gibt sehr viele Dinge von unbestreitbar

hohem Werte, zu deren Darstellung der Aufwand auch nicht eines Atomes Arbeit erforderlich ist, und daß allein schon sollte zeigen, daß der Arbeitsaufwand mit dem innersten Wesen des Wertes unmöglich etwas zu schaffen haben kann. Eben so wenig ist der Arbeitsaufwand das Maß des Wertes. Ob wir einem Gegenstande hohen oder geringeren Wert beilegen, hängt nicht im entferntesten davon ab, ob viel oder wenig Arbeit in ihm steckt, sondern ausschließlich davon, ob er die Gesamtheit unserer Bedürfnisse reichlich oder spärlich zu befriedigen vermag, und das wieder hängt thatächlich zwar von der größeren oder geringeren Seltenheit, keineswegs aber vom größeren oder geringeren Arbeitsaufwande ab. Es besteht zwar ein Zusammenhang zwischen dem Ausmaße des Wertes und dem Arbeitsaufwande, aber dieser Zusammenhang ist der umgekehrte, als wie in der auf die Arbeit zurückgreifenden Wertdefinition hingestellt wird. Wir haben, soweit die Arbeit sich frei bewegen kann, das Bestreben, an höherwertige Dinge mehr Arbeit zu wenden, als an minderwertige, wir halten unsre Arbeit für schlecht angewendet, wenn wir durch sie nicht möglichst hohe Werte hervorbringen, und der Wert ist solcherart das Richtmaß des Arbeitsaufwandes, nicht aber umgekehrt der Arbeitsaufwand das Richtmaß des Wertes. Wir wenden unsre Arbeit an nützliche und seltene, also wertvolle Dinge; halten wir es aber zufällig anders, so vermag noch so viel Arbeitsaufwand nutzlosen oder der Seltenheit ermangelnden Dingen keinen Wert einzuhauchen, gleich wie nützliche und seltene Dinge Wert besitzen, auch wenn sie ohne Arbeit vorhanden sind.

Wie konnte nun angeichts dieser Jedermann bekannten Thatfachen die Arbeits-Werttheorie entstehen und worauf stützt sie sich?

Ihre Entstehung verdankt diese falsche Werttheorie der nur zu richtigen Erkenntnis, daß im geschichtlichen Entwicklungsgange der Menschheit Wert und Reichthum nicht jene Zunahme erfahren haben, die nach der wachsenden Ergiebigkeit der menschlichen Arbeit zu erwarten gewesen wäre. Daß der Wert nichts anders sei, als die Kraft der Dinge zur Bedürfnisbefriedigung, wäre niemals auch nur im ent-

ferntesten in Zweifel gezogen worden, wenn wir uns nicht vor der verblüffenden Thatsache befänden, daß unsre Fähigkeit, die Mittel zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse, d. i. Reichtümer, zu produzieren, in den riesigsten Dimensionen zugenommen hat, während doch ebenso offenbar das menschliche Elend im Großen und Ganzen unabänderlich das alte geblieben ist. Da wachsende Ergiebigkeit der Arbeit nichts anderes bedeutet, als daß wir die Fähigkeit erlangt haben, bei gleichem Arbeitsaufwande mehr von allen zur Befriedigung unsrer Bedürfnisse dienenden Gütern zu erzeugen, so sollte man meinen, daß genau parallel fortschreitend mit dieser wachsenden Ergiebigkeit auch der Reichtum der Menschheit gestiegen wäre. Dies ist jedoch ganz offenbar nicht der Fall, und so befindet sich denn die Wissenschaft der Nationalökonomie schon seit einigen Jahrhunderten unausgesetzt auf der Suche nach den Gründen dieses ebenso merkwürdigen als schreckenerregenden Gegensatzes zwischen den werterzeugenden Fähigkeiten und ihren thatsächlichen Erfolgen.

Es würde zu weit führen, wenn wir all' die Combinationen aufzählen wollten, in denen sich der menschliche Geist bei seinen Bestrebungen erging, den Schlüssel dieses Rätsels zu finden. Wir haben es hier nur mit dem letzten dieser Lösungsversuche, mit der Riccardo'schen Werttheorie, zu thun. Wenn der Wert als Bedürfnisbefriedigungskraft der Dinge aufgefaßt würde, dann, so meinte man, müßte er unweigerlich wachsen genau nach Maßgabe der zunehmenden Arbeitsergiebigkeit; wenn jedoch Wert Arbeitsaufwand wäre, so befäßen wir die Lösung des wirtschaftlichen Problems. Eine traurige Lösung zwar, aber immerhin eine Lösung. Denn falls das Ausmaß der produzierbaren Werte vom Ausmaße der an ihre Herstellung gewendeten Plage und nicht davon abhängig wäre, ob diese Plage mehr oder weniger sinnreich, geschickt und ergiebig angewendet wird, dann könnte es ja gar nichts anders sein, als daß der Wert der erzielbaren Produkte trotz wachsender Produktivität unveränderlich bliebe. Man geriet also auf die Arbeits-Werttheorien, weil man hier eine Lösung des Problems zu finden glaubte,

warum der Wert trotz wachsender Arbeitsergiebigkeit nicht zunehme. Und was die fernere Frage anlangt, auf welche Argumentation sich diese unwahre Theorie stützt, so ist die Antwort ganz einfach: auf die Erwägung, daß der verhältnismäßige Wert der Dinge thatsächlich von dem zu ihrer Herstellung erforderlichen Arbeitsaufwande abhängt, oder doch zu mindest das Bestreben zeigt, sich danach zu richten. Es ist zwar unwahr, daß die Dinge so viel wert sind, als Arbeit in ihnen steckt, aber es ist allerdings wahr, daß sie der Regel nach in demselben Wertverhältnisse zu einander stehen, wie der zu ihrer Herstellung erforderliche Arbeitsaufwand.

Diesen Unterschied hat Riccardo bei Aufstellung seiner Theorie sehr wohl erkannt, und es auch nicht unterlassen, ausdrücklich auf denselben hinzuweisen. Nicht auf den absoluten, sondern bloß auf den relativen Wert der Dinge, so sagte er in den einleitenden Kapiteln seines Buches über die „Grundsätze der politischen Ökonomie“, bezögen sich seine ferneren Darlegungen. Aber da er in Wahrheit nach den Gründen suchte, warum der absolute Wert nicht zunimmt und mit der Abhängigkeit des relativen Wertes der Dinge vom Arbeitsaufwande für den absoluten Wert nicht das Geringste gewonnen wäre, so unterschiebt sich ihm unmerklich bei seinen endgiltigen Konklusionen der absolute Wert, und das Ergebnis ist, daß er die Unveränderlichkeit des Wertes bei wachsender Arbeitsergiebigkeit dargethan zu haben glaubt, während er doch nichts andres auseinandergesetzt hat, als daß das Wertverhältnis der verschiedenen Wertgegenstände von dem in ihnen steckenden Arbeitsaufwande abhängig bleiben müsse.

VI.

Untersuchen wir näher, wie Ricardo zu seiner irrigen Werttheorie gelangt.

Wenn eine Elle Leinwand für zehn Kilogramm Korn getauscht wird, so ist dies deshalb der Fall, weil beide mit dem gleichen Arbeitsaufwande, sagen wir beispielsweise binnen Tagesfrist, hergestellt werden können. Wenn jetzt die Ergiebigkeit der Arbeit in Leinenproduktion sich verdoppelt, die Elle also in einem halben Tage produziert werden kann, so sinkt ihr Wertverhältnis zu Korn auf die Hälfte, und abermals kann man auch in Leinenproduktion binnen Tagesfrist nur den Wert von zehn Kilogramm Korn hervorbringen. Das ist nun insofern ganz richtig; aber folgt daraus, daß zwei Ellen Leinwand jetzt nicht mehr wert sind, als früher eine Elle? Das wäre doch offenbar nur dann der Fall, wenn von vornherein als feststehend betrachtet würde, daß Korn der Wertmesser ist, d. h., daß eine Sache so viel Wert besitze, als Korn für dieselbe einzutauschen ist. Und woraus schließt nun Ricardo Letzteres? Ei nun daraus, daß der Arbeitsaufwand bei Kornproduktion der nämliche geblieben ist, und daß folglich mit seinem Werte keinerlei Änderung vor sich gegangen sei. Doch damit dieser Schluß als beweiskräftig gelten könne, müßte von vornherein als feststehend angenommen werden, daß der Wert einer Sache vom Arbeitsaufwande abhängig sei, und das ist es ja eben, was Ricardo erst beweisen will. Es wird ihm hier also plötzlich zur Prämisse, was nach allen Gesetzen der Logik erst das Resultat seiner

Untersuchung sein sollte. Es ist das dasselbe, als wenn man behaupten wollte, daß es eine Eigenheit der menschlichen Füße sei, nicht zu wachsen, und dies dann damit bewiese, daß doch bekanntlich die Menschen im Durchschnitte sechsfach so lang seien, wie ihr Fuß, ein neugeborenes Kind dem entsprechend ebenso sechs Fuß messe, wie ein ausgewachsener Mann, also nicht kleiner und größer sei als dieser. Hier läge der Irrtum darin, daß man das naturgemäß veränderliche Fußmaß als etwas Unveränderliches hinstellte, gleich wie bei Ricardo der Irrtum darin liegt, daß er den naturgemäß veränderlichen Wert der menschlichen Arbeitskraft als etwas Unveränderliches betrachtet.

Aber, so könnte man einwenden: in dem Beispiele mit der Leinwand und dem Korn ist auf dem Gebiete der Kornproduktion überhaupt nichts vorgegangen; warum sollte also Korn seinen Wert verändert haben? Es ist aber auch hier etwas, und zwar mit Bezug auf die Seltenheit des Kornes vor sich gegangen, trotzdem auf dem Gebiete der Kornproduktion alles beim alten blieb. Denn die Seltenheit ist ein relativer Begriff, und die durch sie bedingte Tauschkraft eines Dinges wechselt nicht bloß, je nachdem von diesem selber mehr oder weniger vorhanden ist, sondern auch je nach der Menge jener andern Dinge, gegen die man es austauschen soll. Übersehen wir nicht, welche Rolle die Seltenheit beim Werte spielt, und vergessen wir insbesondere nicht, was der Wert ist. Wir haben ihn als die Kraft eines Dinges zu allgemeiner Bedürfnisbefriedigung definiert. Nun vollzieht sich diese Bedürfnisbefriedigung bei jedem Dinge, also auch bei dem Korne, einerseits unmittelbar, andererseits mittelbar durch das Intermedium des Tausches. Korn befriedigt das Gesamtbedürfnis einerseits dadurch, daß es gegessen wird, andererseits dadurch, daß es sich gegen Leinwand austauscht. Die nährende Kraft des Kornes hängt nun allerdings nicht davon ab, ob Leinwand spärlich oder reichlich vorhanden ist, und insofern also, als das Korn dazu dient, um gegessen zu werden, ist sein Wert unverändert geblieben; insofern aber, als Korn dazu dient, gegen Leinwand ausgetauscht zu werden, ist seine verhältnismäßige Seltenheit und damit sein Wert gewachsen,

wenn Leinwand reichlicher und leichter beschafft werden kann und man vermag nunmehr mit dem gleichen Quantum Korn ein größeres Ausmaß des Gesamtbedürfnisses zu befriedigen als zuvor.

Greifen wir auf das Beispiel Ricardo's zurück und nehmen wir dabei an, daß eine halbe Elle Leinwand und fünf Kilogramm Korn das Tagesbedürfnis eines Menschen seien. Solange nun eine Elle Leinwand oder zehn Kilogramm Korn gleichmäßig binnen Tagesfrist hergestellt werden, besitzt das Tagesprodukt, gleichviel ob in Leinwand- oder Kornproduktion, bedürfnisbefriedigende Kraft für einen Tag. Denn der Leinenarbeiter wird von der Elle, die er täglich produziert, die eine Hälfte unmittelbar verbrauchen und die andre Hälfte zur Erwerbung des den Tagesbedarf deckenden Kornquantums benützen. Ebenso wird umgekehrt der Kornproduzent fünf Kilogramm Korn unmittelbar verbrauchen und die fünf andern Kilogramm zur Deckung seines Tagesbedarfes von einer halben Elle Leinwand benützen. Nun verdopple sich die Ergiebigkeit der Arbeit bei der Leinenproduktion. Jetzt bleiben dem Leinenproduzenten nach Deckung seines täglichen Leinenbedarfes anderthalb Ellen übrig; von diesen wird er, da der verhältnismäßige Wert der Leinwand dem Korn gegenüber auf die Hälfte gesunken ist, allerdings eine volle Elle aufwenden müssen, um seinen Tagesbedarf von fünf Kilogramm Korn zu beschaffen, es wird ihm aber trotzdem eine halbe Elle Leinwand übrig bleiben, die ihrerseits ausreicht, seinen täglichen Gesamtbedarf zu einem Drittel zu decken; seine Tagesarbeit hat also Bedürfnisbefriedigungskraft für $1\frac{1}{3}$ Tage erlangt, ihr Wert ist daher um ein Drittel gewachsen. Genau das Nämliche gilt für den Kornproduzenten, und man sieht sohin, daß der Wert des Tagesproduktes nicht stabil geblieben ist, wenn man ihn an etwas anderm als am Arbeitsaufwande mißt.

Wichtig erfaßt, lehrt die Ricardo'sche Beweisführung nichts andres, als was ohnehin Jedermann weiß, daß nämlich dort, wo die Arbeit sich frei bewegen kann, der Vorteil aus einer auf einem einzelnen Produktionsgebiete erzielten Verbesserung nicht von den diese Produktion Betreibenden allein ausgenützt werden kann, sondern sich

gleichmäßig auf alle Produzenten welchen Arbeitszweiges immer, verteilt. Und das Ausmaß des solcherart erzielbaren Wertzuwachses richtet sich ausschließlich nach der Rolle, welche die ergiebiger gestaltete Arbeit in der Sphäre der Bedürfnisbefriedigung, im Konsum mit andern Worten, spielt. Bei dem Beispiele, wie wir es oben hingestellt haben, teilen sich Leinenproduktion und Kornproduktion je zur Hälfte in die zur Befriedigung des Gesamtbedürfnisses erforderliche Arbeit; wenn nun die eine Hälfte dieser Gesamtarbeit sich doppelt ergiebig gestaltet hat, so ist dies dem gleich zu achten, als ob die gesamte Arbeit um ein Drittel ergiebiger geworden wäre, und genau in diesem Verhältnisse ist denn auch der Wert des Gesamtproduktes gewachsen. Würde der Leinenkonsum nur mit dem zehnten Teile und der Kornkonsum mit neun Zehnteilen des Gesamtkonsums angenommen, so würde sich die Rechnung natürlich anders stellen, denn jetzt hätte sich bloß der zehnte Teil der Gesamtarbeit ergiebiger gestaltet. Nimmt man dagegen Leinenkonsum als Repräsentanten des Gesamtkonsums, oder setzt man — was auf das Nämliche hinausläuft — voraus, daß die Ergiebigkeit der Arbeit sich in beiden Produktionszweigen gleichmäßig verdoppelt habe, dann ist es das Gesamtbedürfnis, welches doppelt ergiebig gedeckt erscheint, und es hat sich der Wert des Tagesproduktes genau verdoppelt.

Man übersehe nun nicht, daß es gerade die letztere Variante ist, auf welche bei den Untersuchungen über den Wert der hauptsächlichste Nachdruck gelegt werden muß. Ricardo hätte gar nicht fragen sollen, warum der in Leinenproduktion erzielbare Wert nicht wachse, wenn Leinenproduktion allein ergiebiger wird, Kornproduktion aber stationär bleibt; die Frage hätte vielmehr lauten sollen: Warum wächst der Wert in Leinen- und Kornproduktion nicht, trotzdem die Ergiebigkeit der Arbeit in beiden zugenommen hat? Wie will Ricardo mit dem Problem in dieser Formulierung fertig werden? Warum soll der in Leinenproduktion und in Kornproduktion erzielbare Wert unveränderlich der nämliche sein, gleichviel ob man mit einer Tagesarbeit eine Elle Leinwand und zehn Kilogramm Korn oder zwei Ellen Leinwand

und zwanzig Kilogramm Korn oder vollends hundert Ellen Leinwand und tausend Kilogramm Korn produziert? Jetzt fehlt ihm die frühere Antwort: „Weil das binnen Tagesfrist hergestellte Leinenquantum sich gegen unveränderliche Quantitäten Korn umsetzt,“ und doch müßte die Unveränderlichkeit des Wertes auch in diesem Falle bewiesen werden können, wenn sie als notwendiges Ergebnis des gleichbleibenden Arbeitsaufwandes zu betrachten wäre.

Al' das konnte einem Manne vom Scharfsinne Ricardo's nicht gänzlich verborgen bleiben; er gibt schließlich unumwunden zu, daß die Werte mit zunehmender Arbeitsergiebigkeit sich parallel fortschreitend vermehren müßten; nur nennt er diese Menge der Werte „Reichtum“ und unterscheidet diesen vom „Werte“, der nichts andres sein soll, als eben der in den Wertgegenständen krystallisierte Arbeitsaufwand. Reichthum, so lehrt er, werden die Nationen, wenn sich ihre Arbeit ergiebiger gestaltet — aber dieser ihr vermehrter Reichthum ist nicht mehr „wert“ als der frühere geringere. Diese seltsame Unterscheidung ist der Schlußpunkt seiner Theorie; der angenommene Unterschied zwischen Reichthum und Wert existiert aber in Wahrheit gar nicht, er ist ein hohles Hirngespinnst, mit welchem sich nach keiner Seite etwas anfangen läßt. Wenn sich die Sache wirklich so verhielte wie Ricardo sie darstellt, dann wäre ja in dieser besten aller Welten alles zum Schönsten bestellt. Wir würden parallel fortlaufend mit der wachsenden Arbeitsergiebigkeit stets größeren Überfluß an allen zur Befriedigung der menschlichen Bedürfnisse dienenden Dingen besitzen, wobei es uns schlechthin gleichgiltig sein könnte, welchen „Wert“ diese unsre vermehrten Reichthümer darstellen.

Und wenn wir wirklich jenen Überfluß von den zur Befriedigung unsrer gesamten Bedürfnisse dienenden Dingen besäßen, deren wir uns nach Maßgabe unsrer gewachsenen wirtschaftlichen Kräfte erfreuen sollten, und uns nur bewiesen wäre, daß die zur Herstellung dieses gewachsenen Reichthums aufgewendete Arbeitsplage nicht größer geworden, so müßte man sich billig fragen, wozu all' der große Scharfsinn erforderlich war, um etwas darzuthun, was an und für sich

selbstverständlich ist. Denn daß die Menschen pro Tag und Kopf nur eine Tagesarbeit verrichten können, braucht doch fñhrwahr ebensowenig bewiesen zu werden, als daß wir niemals in den Besitz der Produkte von mehr Tagesarbeiten gelangen können, als wir Tagesarbeiten aufzuwenden vermögen. Einzig darum handelt es sich, zu ergründen, warum die Früchte dieser Tagesarbeit sich nicht enttprechend vermehren, warum Elend und Not, von verhältnismäßig geringfügigen Verbesserungen abgesehen, unausrottbar die nämlichen bleiben, trotzdem die Fähigkeit, Überfluß für alle zu erzeugen, unzweifelhaft vorhanden ist.

bleiben wir bei dem Beispiele mit der Leinwand und dem Korn; nehmen wir an, daß vor einem Jahrhunderte binnen Tagesfrist eine Elle, resp. zehn Kilogramm davon hergestellt werden konnten, so wird jeder mit den inzwischen auf dem Gebiete der Leinen- wie der Kornproduktion gemachten Verbesserungen und Erfindungen auch nur einigermaßen Vertraute ohne weiteres zugeben, daß wir heute mit Aufwand je einer Tagesarbeit, mäßig gerechnet, zehn Ellen Leinwand und hundert Kilogramm Korn zu erzeugen imstande wären. Liegt nun die Sache wirklich so, daß sich die Menge der Leinwand und des Kornes, auf den Kopf der Menschenzahl umgerechnet, verzehnfacht hat, und daß sich bloß der Wert dieser verzehnfachten Menge nicht veränderte? Es ist einleuchtend, daß davon nicht die Rede sein kann. Wir leiden Mangel an Leinwand und an Korn, wie vor einem Jahrhunderte; wir sind vielleicht nicht ganz so arm und elend, wie dazumal, unser Reichtum hat sich vielleicht verdoppelt, aber die Frage ist, warum er sich nicht mindestens verzehnfacht hat, da wir doch die Fähigkeit zur Erzeugung mindestens zehnfacher Reichtümer besäßen, und das ist es, was aufgeklärt werden soll, nicht die Frage nach dem in unserem Reichtum enthaltenen Arbeitsaufwande.

Die Wahrheit ist, wir erzeugen thatsächlich statt der zehn Ellen und der hundert Kilogramm bloß eine Elle und zehn Kilogramm (oder sagen wir immerhin zwei Ellen und zwanzig Kilogramm), aus dem sehr einfachen Grunde, weil unsere sozialen Einrichtungen uns verhindern, mehr als dieses beschränkte Quantum zu gebrauchen und weil

Dinge, die man nicht gebraucht, da sie wertlos wären, auch nicht produziert werden können. Das große Verdienst Ricardo's nun ist, erkannt zu haben, daß wir wirklich nicht mehr Werte erzeugen; da er sich jedoch mangels eines klaren Einblickes in den Zusammenhang der sozialen und wirtschaftlichen Phänomene die Ursache des Zurückbleibens der thatsächlichen hinter der nach Maßgabe unserer wirtschaftlichen Fähigkeiten möglichen Produktion schlechterdings nicht zu erklären vermochte, so verstrickte er sich in die absurde Unterscheidung zwischen Wert und Reichtum und half sich über die sohin naturgemäß entstehende Lücke seiner Beweisführung durch den logischen Salto mortale hinweg, daß er das für das bloße Wertverhältnis der Dinge gefundene Ergebnis dem Werte unterschob.

VII.

Sehen wir nun, was in den Händen von Marx aus dieser Ricardo'schen Werttheorie geworden ist.

Das gesammte System von Marx beruht auf der Wertlehre Ricardo's; dabei ist aber merkwürdig, daß er klarer und schärfer als irgend jemand begriffen und dargelegt hat, wie diese Vorstellung, wonach steigende Ergiebigkeit unvermögend sei, vermehrten Wert zu produzieren, eigentlich ein Paradoxon sondergleichen enthalte. Er nennt dieses, gleichwohl von ihm adoptierte, Verhältnis den „Fetischismus“ der Warenwelt, d. h. eine Erscheinung, die unmöglich in der Natur begründet sein könne, sondern auf irgend welche verkehrte menschliche Einrichtungen zurückzuführen sein müsse. Und in der That enthält dieser Ausspruch die volle und ganze Wahrheit — wenn auch vorerst bloß im Reime. Es ist wahr, daß der Reichtum der Welt nicht Schritt haltend mit dem Wachstume der produktiven Kräfte des Menschen zunimmt; es ist wahr, daß hierin eines der größten und schrecklichsten Räthsel liegt, welches der Menschheit jemals aufgestoßen, und es ist schließlich auch wahr, daß dieser Gegensatz zwischen Produktivität und Reichtum nicht in einem ewigen, dem menschlichen Produktionsprozesse an und für sich eigentümlichen Gesetze, sondern lediglich in einer vorübergehenden menschlichen Einrichtung begründet ist. Aber gerade, weil Letzteres der Fall, befindet sich Marx gleich Ricardo im Irrthume, wenn er die Quelle des Übels im Wesen der menschlichen Arbeit sucht. Allerdings glaubt er, dadurch über den ihm selber nicht entgangenen Widerspruch

hinwegzukommen, daß er behauptet, der Wert selber sei an und für sich nichts Naturgemäses, sondern lediglich ein Produkt sozialer, und zwar verkehrter sozialer Verhältnisse. Ausgehend vom Ricardo'schen Gegensatz zwischen Reichtum und Wert, folgert er nämlich, die menschliche Produktion sei von Natur aus auf die Erzeugung von „Gebrauchs“-gütern gerichtet; bei naturgemäßer Wirtschaft hätte man sich um den „Wert“ der Dinge gar nicht zu kümmern, sondern blos danach zu fragen, wozu die Produkte nütze seien. Der Gebrauchswert der Produkte aber steige durchaus parallel fortschreitend mit zunehmender Ergiebigkeit der Arbeit; daß zwei Ellen Leinwand doppelten Gebrauchswert besäßen, wie eine Elle, sei selbstverständlich, und wenn es daher den Menschen darauf ankäme, ihre Produktion derart einzurichten, daß der Nutz- und Gebrauchswert ihrer Erzeugnisse möglichst hoch sei, so würden sie natürlich, sowie die Ergiebigkeit der Arbeit sich verdoppelt, zwei Ellen statt einer produzieren. Aber, so fährt er fort, wir produzieren ja nicht für den Gebrauch, sondern für den Markt, es kommt uns nicht auf den Nutzwert, sondern auf den Tauschwert der Dinge an, dieser aber vermehrt sich nicht nach Maaßgabe des wachsenden Nutzwertes, sondern hängt lediglich vom Arbeitsaufwande ab, und aus diesem Zusammenhange erkläre sich die Erfolglosigkeit wachsender Arbeitsergiebigkeit.

Wir haben im Früheren gezeigt, daß die Gebundenheit des Wertes an den Arbeitsaufwand ein Phantom ist; selbstverständlich ist also auch das, was Marx der Ricardo'schen Theorie zu dem Zwecke hinzufügt, um das Vorhandensein dieses Phantoms plausibel zu machen, durchaus falsch und illusorisch. Es ist nicht wahr, daß wachsende Arbeitsergiebigkeit fruchtlos ist, weil wir für den Markt produzieren, und es ist ebenso unwahr, daß, um den vollen Nutzen von der Ergiebigkeit der Arbeit zu erzielen, nichts anderes erforderlich wäre, als für den unmittelbaren Gebrauch zu erzeugen. Marx übersieht ersichtlich, daß auch Derjenige, der für den Markt arbeitet, in letzter Linie nur für den Gebrauch produziert. Es ist uns allerdings gleichgiltig, ob wir eine oder zwei Ellen Leinwand hervorbringen, wenn wir nur mit unserer

Produktion den höchstmöglichen Weinwandwert erzielen; aber damit wir diesen unseren Zweck erreichen, ist es eben notwendig, daß wir möglichst viele Ellen auf den Markt bringen, denn der Markt ist seinem innersten Wesen nach nichts anderes, als jener Regulator, auf welchem im Wege des höchsten Tauschwertes die höchsten Gebrauchswerte erzielt werden. Mit oder ohne Markt arbeitet der Produzent ausschließlich zur Deckung seines eigenen Bedarfes, er erzeugt sich für alle Fälle die Gesamtheit seiner Bedürfnisbefriedigungsmittel; nur thut er dies ohne Markt unmittelbar, bei Intervention des Marktes dagegen mittelbar. Gäbe es keinen Markt, so müßte ich, wenn ich Weinwand und Korn haben will, Weinenweber und Landwirt in Einer Person sein; der Markt gestattet mir, wenn ich Weinenweber bin, auch meinen Kornbedarf mittelst des Webstuhles, und wenn ich Landwirt bin, auch meinen Weinwandbedarf vermitteltst des Körnerbaues zu decken; der einzige wirkliche Effekt dieses Produzierens für den Markt, für welches ebenso gut und passender die Bezeichnung „Arbeitsteilung“ gebraucht werden könnte, ist, daß ich derart mittelbar mehr von allen Dingen meines Bedarfes hervorzubringen vermag, als ich es unmittelbar zu thun vermöchte.

Nun werden die Marxisten allerdings einwenden, daß Arbeits- teilung auch ohne Markt möglich sei, indem bei kommunistischer Orga- nisation der Produktion der Tausch vermieden werden könnte. Wir wollen nun einstweilen auf die anderweitige Nützlichkeit oder Schädlich- keit des Kommunismus gar nicht näher eingehen; wir fragen nur, ob durch ihn das Geringste gerade in jenem Punkte geändert werden könnte, auf welchen, soweit es sich um den vorliegenden Streitfall handelt, der alleinige Nachdruck zu legen ist. Wird der Kommunismus die Produkte nach anderen Grundsätzen verteilen, als der Markt? Wird nicht gerade er auf das Gleichgewicht des Arbeitsaufwandes bei den von ihm zur Verteilung gebrachten Produkten dringen müssen? Ob er es zuwege bringen wird, ist eine andere Frage; aber sicherlich wird doch eine kommunistische Gesellschaftsleitung Demjenigen, der eine Elle Weinwand in ihre Magazine abliefert, als Entgelt zehn Kilogramm

Korn zuteilen wollen, wenn die Elle Leinwand und zehn Kilogramm Korn in der gleichen Arbeitszeit hergestellt sind; sie wird dem Darbringer der Leinwand bloß fünf Kilogramm Korn anweisen, wenn die Ergiebigkeit der Leinenproduktion sich verdoppelt haben, die der Kornproduktion dagegen unverändert geblieben sein sollte. Auch sie also wird die Produkte nicht nach ihrem Gebrauchs-, sondern nach ihrem Tauschwert tauschen — bis auf das i-Tüpfelchen dasselbe, was auf dem Markte geschieht, mit dem alleinigen Unterschiede, daß es sich dort viel vollkommener und zudem freiwillig vollzieht.

Aber der Kommunismus würde jedem Arbeitenden den vollen Gegenwerth seiner Arbeitsleistung zuteilen, während bekanntermaßen die heutige soziale Ordnung dem Arbeitenden bloß das zur Lebensfristung Erforderliche gönnt, wird man uns einwenden und uns vorhalten, daß solcherart, gerade im Sinne unserer Theorie, wonach das Zurückbleiben des Reichthums einzig durch die Unverwendbarkeit der Ergebnisse hochproduktiver Arbeit hervorgerufen sei, das Übel saniert werden müßte. Sehr richtig; wenn es der Kommunismus zuwege brächte, die Arbeitsprodukte gerecht und vernünftig zu verteilen, ohne durch den dabei geübten Zwang die Betriebbarkeit zu ersticken, dann wäre durch ihn thatsächlich alles Wünschenswerte erreicht, indem er Verwendung für jeden irgendwie produzierbaren Reichthum geschaffen hätte. Aber man beachte wohl, das wäre nicht die Folge davon, daß unter seinem Walten Gebrauchswerte statt Tauschwerte erzeugt werden, sondern ausschließlich die Folge davon, daß er allen Konjumenten das Verfügungsrecht über die von ihnen erzeugten Tauschwerte einräumen würde. Nicht darauf kommt es an, daß der Markt beseitigt wird, sondern darauf, daß jeder mann besitze, was er erzeugt. Letzteres aber hat keineswegs, wie die Kommunisten glauben, die Beseitigung des Marktes zur Voraussetzung, gleichwie umgekehrt die Beseitigung des Marktes keineswegs identisch zu sein braucht mit einem dem vollen Produktionswerte entsprechenden Verbrauchsansprüche der Arbeitenden. Man stelle sich einen Markt vor, auf welchem jeder arbeitende Mensch Bedürfnisbefriedigungs-Mittel zum vollen Werte der von ihm hervorgebrachten und angebotenen Er-

zeugnisse sucht, und man wird leicht begreifen, daß auf einem solchen Markte Verwendung für jedes irgend erzielbare Güterquantum vorhanden sein müßte, was zur notwendigen Folge hätte, daß die tatsächliche Produktion, der tatsächliche Reichtum, zur vollen Höhe des nach Maaßgabe unserer wirtschaftlichen Fähigkeit überhaupt möglichen emporwüchse. Und man stelle sich umgekehrt vor, daß ein — außer jeder Berührung mit der Außenwelt stehender — ausbeuterischer Arbeitgeber die gesamten Bedarfsartikel für sich und seine Lohnknechte unmittelbar selber, das ist also ohne Markt hervorbringt und verteilt (Trucksystem), und man wird abermals begreifen, daß damit für die Zunahme des Reichtums nicht das Geringste gewonnen wäre, indem auch ein derartiger, dem Markte fern bleibender Arbeitgeber nur dasjenige zu erzeugen vermöchte, was er einerseits selber für seinen Luxuskonsum und für die Instandhaltung der Arbeitsinstrumente, andererseits für seine Knechte als diesen zugewiesenen Arbeitslohn gebrauchen kann. Wollte er seinen Luxus nicht ins Ungemessene steigern, wollte er seinen Arbeitern den Genuß der Überschüsse nicht gönnen, so könnte er von wachsender Ergiebigkeit der Arbeit in seiner für den unmittelbaren Gebrauch arbeitenden Wirtschaft ebenso wenig Gebrauch machen, als dies die menschliche Gesamtwirtschaft auf ihrem Markte zu thun vermag, so lange sie den arbeitenden Massen das Eigentumsrecht am Arbeitsprodukte vorenthält.

Seine falsche Werttheorie ist es also, was Marx dazu verleitet, statt in der Lohnknechtschaft an sich, im „Produzieren für den Markt“ die Ursache des sozialen Elends zu erblicken und Abhilfe statt in der wirtschaftlichen Freiheit und Gerechtigkeit an und für sich, gerade nur in der kommunistischen Sonderform der ausgleichenden Gerechtigkeit zu suchen. Derselbe Grundirrtum aber verleitet ihn auch dazu, sich über Wesen und Umfang der durch das soziale Emanzipationswerk zu erzielenden Resultate überaus kleinliche und kümmerliche Vorstellungen zu bilden. Er erweitert und vertieft nämlich die Ricardo'sche Werttheorie auch nach der Richtung, daß er aus dem Satze, jedes Ding sei so viel wert, als der zu seiner Herstellung erforderliche Aufwand,

die Folgerung zieht, auch die menschliche Arbeitskraft wäre demnach so viel wert, als zu ihrer eigenen Hervorbringung und Erhaltung aufgewendet werden muß, woraus sich dann in letzter Linie als naturgemäße Konsequenz ergäbe, daß menschliche Arbeit keinen höheren Wert hervorzubringen vermöge, als denjenigen, welchen die zur Erzeugung und Erhaltung der Arbeitskraft erforderlichen Subsistenzmittel besitzen. Diese Lehre ist nicht ganz neu, sie ist der Hauptsache nach schon von den alten Physiokraten entwickelt worden. Marx aber gelangt bei seinen weitergehenden Untersuchungen über das Wesen des Kapitalgewinnes zu dem ferneren Resultate, daß der Arbeitgeber nur dadurch Gewinn von der Produktion erzielen könne, daß er dem Arbeiter im Arbeitslohne nicht den vollen Gegenwert der verkauften Arbeitskraft ausbezahle, mit anderen Worten, indem er ihm entweder von den zur Erhaltung und Erzeugung der Arbeitskraft erforderlichen Subsistenzmitteln etwas abzwacke oder ihn länger arbeiten lasse, als mit der Erhaltung der Arbeitskraft verträglich sei. Er meint beispielsweise, daß zur Heranbildung und Erhaltung der Arbeitskraft, sowie behufs Zurücklegung eines Sparpfennigs für das Alter ein Arbeitslohn von, sagen wir zwei Gulden täglich notwendig wäre, und daß dabei die Arbeit durchschnittlich nicht länger als sechs Stunden währen dürfe, um die Kraft des Arbeitenden nicht vor schnell abzunützen. Zwei Gulden wären sohin der Wert einer sechsständigen Arbeitsleistung. Der Arbeitgeber aber zahle seinem Lohnknechte bloß einen Gulden täglich oder er lasse ihn bei einem Lohne von zwei Gulden zwölf statt sechs Stunden täglich arbeiten, oder aber endlich, er kombiniere beide Ausbeutungsmethoden und zahle einen Gulden für zwölfstündige Arbeit. In diesem Überschusse des Vollwertes zwölfstündiger Arbeit über den gezahlten Lohn, im sogenannten „Mehrwerte“, liegt nach Marx die einzige Möglichkeit des Unternehmernutzens.

An diese Mehrwerttheorie, und an die daraus sich ergebende Auffassung, daß Ziel und Zweck der sozialen Bewegung darin liegen, dem Arbeiter den Voll-„Wert“ seiner Arbeit zu sichern, hält sich nun die Marx'sche Schule. Glaubt man aber das, dann ist jeder kühnere und

freiere Ausblick in die Zukunft ausgeschlossen. Wenn die Arbeitskraft nicht mehr wert ist, als die zu ihrer Herstellung und Erhaltung erforderlichen Subsistenzmittel, dann kann uns aller Fortschritt nichts anderes bringen, als daß wir allesamt satt werden, dann ist es wirklich notwendig, dafür zu sorgen, daß niemand von dem eben nur zu anständiger Sättigung aller Ausreichenden ein Mehr für sich herauschlage, weil die notwendige Folge davon wäre, daß irgend welche Andere Mangel leiden müßten.

Dann aber wäre auch die soziale Gerechtigkeit, in welcher Gestalt immer, der Tod alles Fortschrittes und aller Zivilisation. In einer Gesellschaft, in der alles arbeiten muß, um nur auskömmlich satt zu werden, könnte es keine Wissenschaften, keine Künste, keine Freiheit und kein Glück geben.*)

*) In der kürzlich aus seinem Nachlasse veröffentlichten „Kritik des sozialdemokratischen Parteiprogramms“ rügt Marx selber in den heftigsten Worten eine Anzahl der soeben behandelten Irrtümer seiner Anhänger, ohne zu bedenken, daß seine Wertlehre es ist, die an selben Schuld trägt. Allerdings verwahrt er sich gegen die Verwechslung zwischen dem „Werte“ der „Arbeitskraft“ und demjenigen der „Arbeit“ (soll wohl heißen Arbeitsleistung) im „Programme“, und richtig ist, daß er wiederholt den Unterschied dieser beiden Begriffe betont hat; seine grundlegende Werttheorie beruht jedoch gerade auf deren Vermengung und die sozialdemokratischen Führer waren daher bloß konsequenter als er, wenn sie an einem Fehler festhielten, dessen Richtigstellung das ganze Lehrgebäude des Meisters über den Haufen wirft.

VIII.

Wir fahren nunmehr in der durch die Einschaltung der Ricardo-Mary'schen Werttheorie unterbrochenen Kritik des sozial-demokratischen Programmes fort.

Man sagt der Sozial-Demokratie nach, daß sie den Gedankengang und die Argumente der klassischen Ökonomie gegen diese selber und zur Unterstützung ihrer eigenen Forderungen ausbeute; mit demselben Rechte kann man aber sagen, daß die obersten Prinzipien, von denen die Sozial-Demokratie ausgeht, ebenso unverträglich sind mit ihren eignen als mit den klassisch-orthodoxen Schlußfolgerungen. Der Sozialismus bekämpft das Privat-Eigentum an Grund und Boden mit dem Hinweise darauf, daß den Boden doch niemand erzeugt habe, und daß ihn folglich niemand für sich in Anspruch nehmen dürfe. Aber wenn das richtig ist — und kein Unbefangener wird bezweifeln, daß es dies ist — so folgt daraus doch offenbar nicht, daß der Boden Eigentum der Gesellschaft sei. Denn so wenig der Einzel-Grundeigentümer den von ihm okkupierten Teil des Planeten Erde hervorgebracht — oder von jemandem, der ihn hervorgebracht, käuflich erworben hat — ebensowenig hat beispielsweise die deutsche Nation die Landschaft zwischen Vogesen und Weichsel, oder die ganze Menschheit den Erdball erzeugt; die einzige logische Schlußfolgerung aus dem Vorderfaze: „Die Erde hat niemand erzeugt“, kann doch nur sein, „folglich kann niemand Eigentumsanspruch auf sie erheben, ein Einzelner so wenig als eine Nation oder die ganze Menschheit“. Diese Schlußfolgerung ist unanfechtbar und irgendwelcher Diskussion gar nicht

zugänglich. Will man dagegen dem Staate oder der Menschheit das Eigentumsrecht am Boden zusprechen, so ist dies nur auf Grund einer höchst erzwungenen und nach keiner Seite abschließenden Argumentation möglich. Man muß sich dann auf die Erwägung beschränken, daß es die Gesamtarbeit der Nation oder der Menschheit sei, was die Ertragsfähigkeit des Bodens erhöht, seinen Wert gesteigert habe, und damit läßt sich nicht das Geringste beweisen. Denn erstlich folgt daraus, daß jemand die Nützlichkeit einer Sache beförderte, noch nicht, daß diese ihm gehört, und wenn es daraus folgen würde, so ließe sich diese Erwägung mit genau demselben Rechte auch zu Gunsten des Privateigentümers geltend machen, denn daß auch dieser in zahlreichen Fällen, ja in der Regel, durch seine eigene Arbeit die Nutzbarkeit des Bodens erhöht, dessen Wert gesteigert habe, wird wohl niemand ernstlich bestreiten.

Wo möglich noch klarer ist die Sache, wenn man das Recht auf den Arbeitsertrag vom Standpunkte der lebendigen Arbeitskraft betrachtet. Wir haben zwar schon im ersten Kapitel nachgewiesen, daß die sozial-demokratische These, wonach Arbeit die einzige Quelle allen Reichtums ist, auf einem Irrtum beruht. Arbeit ohne Kapital und Naturstoffe ist ebenso unfruchtbar, als Kapital ohne Naturstoffe und Arbeit, und als — wenn auch dies nur mit Einschränkung — die Natur ohne Kapital und Arbeit. Aber da die Sozial-Demokratie nun einmal von diesem Irrtume ausgeht, so ist es erst recht unbegreiflich, wie sie auch nur ein Titelchen des Produktionsertrages für die Gesellschaft in Anspruch nehmen darf, denn über die Arbeitskraft ist doch ganz offenbar nicht diese, sondern ausschließlich der Arbeitende selber Herr. Ja wohl, sagen die Sozial-Demokraten, aber „allgemein nutzbringende Arbeit ist nur durch die Gesellschaft möglich“, folglich gehört dieser das Arbeitsprodukt. Bei Lichte betrachtet, ist nun dieser zweite Satz nichts anderes, als der formelle Widerruf des ersten. Denn entweder ist die Arbeit die ausschließliche Quelle allen Reichtums, dann kann sie unmöglich zu ihrer Nutzbarmachung erst noch der Gesellschaft bedürfen; oder aber, wenn sie dazu der Gesellschaft bedarf, dann ist sie nicht die einzige Quelle des Reichtums.

Die Wahrheit liegt auf der letzteren Seite; nutzbringende, d. i. Reichtum erzeugende Arbeit, ist allerdings, wenn auch nicht bloß durch, so doch jedenfalls nur in der Gesellschaft möglich, womit jedoch auch noch nicht im entferntesten erwiesen ist, daß der Gesellschaft ein Anrecht auf den Arbeitsertrag zusteht. Wollte man dieses Zugeständnis machen, dann wäre in der bestehenden Weltordnung Alles nach Recht und Billigkeit bestellt. Und zwar sogar im höheren Maße, als im sozial-demokratischen Staate angestrebt wird. Denn was ist es eigentlich, was durch oder in der Gesellschaft zur Nutzbarmachung der Arbeit beige-steuert wird? Offenbar nichts anderes als Boden und Kapital. Nun denn, die moderne Gesellschaft nimmt, weil sie den Arbeitenden Boden und Kapital zur Verfügung stellt, das Arbeitsprodukt vorweg, und sie ist damit insofern gerechter als der Kommunismus es sein will, weil sie der Arbeit, die doch immerhin mit ein Faktor der Produktion ist, zumindest den zur Lebensfristung erforderlichen Bruchteil zuspricht, während die kommunistische Gesellschaft alles für sich reklamiert, dem Arbeitenden, von welchem sie soeben behauptet, daß er die einzige Quelle des von ihm produzierten Reichtums sei, gar nichts zu Eigentum einräumt. Freilich giebt sie ihm dann auf einem Umwege wieder das ganze Produkt zurück; aber mit welchem Rechte hat sie es zuvor beansprucht, sich als Herrin und Verteilerin zwischen den Arbeitenden und den von ihm erzeugten Reichtum eingeschoben? Weil der Boden und die Naturkraft, deren der Arbeitende bedarf, ihr gehören? Wir haben gesehen, daß dieser Anspruch an den Boden und an die Naturkräfte Usurpation ist; beide gehören niemandem zu Eigentum, sondern sind vom Schöpfer oder von der Natur gleich atmosphärischer Luft und Wasser offenbar Jedem zu beliebigem Gebrauche anheimgegeben worden; ihre Beschlagnahme durch die Gesellschaft ist ebenso eine Usurpation, wie die Beschlagnahme durch einzelne, und die moralische Verwerflichkeit dieser Usurpation zeigt sich am deutlichsten darin, daß in ihrem Gefolge sofort auch der Anspruch auf die Leistung der lebendigen Arbeitskraft auftritt, an welche die Gesamtheit sicherlich keinerlei Eigentumsrecht beanspruchen darf.

Als letzter Schlupfwinkel, von welchem aus das kommunistische Herrenrecht der Gesamtheit über den Arbeitenden und über die Früchte seines Fleißes verteidigt werden könnte, dient das Recht des Kapitals. Wenn man auch zugiebt, daß die Gesellschaft weder auf die lebendige Arbeitskraft noch auf den Boden und die Naturkräfte Eigentumsrechte besitze, so könnte man doch sagen, daß das Kapital, welches zur Befruchtung der Produktion unstreitig auch von Nöten sei, nur in und durch die Gesellschaft geliefert werde. Mit der gerade vom Kommunismus so vielgebrauchten Einwendung, daß Kapital doch nichts anderes sei, als Arbeitsprodukt, und daß folglich auch seine Früchte so gut dem Arbeitenden gehören, wie die Früchte der lebendigen Arbeitskraft selber, ist noch nicht alles erledigt. Denn damit wäre nur bewiesen, daß der Arbeitende Anspruch erheben darf auf die Früchte des von ihm selber erzeugten Kapitals. Da nun dieses sein selbsterzeugtes Kapital sich nicht immer, ja nicht einmal in der Regel, mit jenem Kapitale deckt, dessen er zur Befruchtung seiner Arbeit bedarf, so bliebe immer noch die Frage offen, kraft welchen Rechtes er den Nießbrauch und Fruchtgenuß der nicht von ihm selber, sondern von anderen Arbeitenden erzeugten Kapitalien beanspruchen dürfe. Die bestehende ausbeuterische Gesellschaftsordnung löst diese Schwierigkeit bekanntlich durch den Kapitalzins, d. i. in der Weise, daß sie dem Darbieter des Kapitals vom Benutzer einen als Entgelt der Kapitalbenützung dienenden Tribut zahlen läßt; der Kommunismus der sozial-demokratischen Gesellschaft löst sie dadurch, daß das Produkt der durch Kapital beflügelten Arbeit von der Gesamtheit eingezogen und von dieser dann gleichmäßig auf Kapitalempfänger und Kapitaldarreicher verteilt wird. Es ist jedoch ersichtlich, daß sich der vom Kommunismus erhobene Anspruch auf den ganzen Arbeitsertrag durch obige Erwägung unmöglich rechtfertigen läßt. Denn Kapital ist offenbar nur einer der drei Produktionsfaktoren, und wenn daher auch bewiesen werden könnte, daß der auf die Kapitaldarbringung gestützte Anteil am Ertrage nur von gesellschaftswegen gewährleistet werden könnte, so wäre es deshalb doch nicht erlaubt, um dieses einen Teiles willen das Gesamte zu

konfiszieren. Weil A in seiner Produktion vielleicht Kapital benutzt, welches B erzeugt hat, ist es deshalb gerecht, den gesamten Arbeitsertrag von A und B in einen Topf zu werfen und gleichmäßig zu verteilen? Darf deswegen B Anspruch erheben auch auf jenen Teil etwaiger Mehrleistungen des A, welcher nicht von dessen stärkerer Ausstattung mit Kapital, sondern von dessen höherer Geschicklichkeit und Arbeits-Energie herrührt? Und welches Recht hat die Gesellschaft, A oder B zur Kapitalbildung zu zwingen? Sie beruft sich darauf, daß beide des Kapitals zur Ausübung nutzbringender Arbeit bedürfen; sehr richtig. Aber sie bedürfen doch nicht beide gleich vielen Kapitals, selbst wenn sie beide gleich viel arbeiten; zudem wollen sie vielleicht gar nicht gleich viel arbeiten und es wird nun klar ersichtlich, in welcher Weise der Kommunismus die eine Vergewaltigung durch die andere stützt, dabei Unrecht auf Unrecht häufend. Weil er das zu nutzbringender Arbeit in der That erforderliche Kapital anders als gleichmäßig von Allen nicht einzuheben versteht, zwingt er alle zu gleichmäßiger Arbeit — einerlei, ob jedermann Lust und Bedürfnis dazu hat, oder nicht; und weil er die Arbeit anders als durch gleichmäßig auf alle geübten Zwang nicht in Gang zu erhalten weiß, verteilt er auch deren Früchte gleichmäßig, abermals einerlei, ob der Ertrag der Arbeit überall der gleiche gewesen oder nicht.

Wie aber dieses Unrecht vermeiden? Durch den Fortbestand des Zinses? Damit wäre zugegeben, was bei jeder wirklichen Sozialreform in erster Linie beseitigt werden muß: das arbeitslose Einkommen, welches, fortzeugend, arbeitsloses Einkommen erzeugt, den arbeitenden Menschen zum Werkzeuge seines Nebenmenschen macht und ihn der Vollfrucht des eigenen Fleißes beraubt. Denn, man beachte wohl, die wirtschaftliche Gerechtigkeit erfordert zwar nicht, daß alle Menschen gleich viel arbeiten, und auch nicht, daß sie gleich viel genießen; Ersteres können sie nicht, weil ihre Kräfte und Fähigkeiten, des zweiten bedürfen sie nicht, weil ihre Neigungen und Wünsche ungleich sind. Wohl aber ist es eine mit dem Wesen der wirtschaftlichen Gerechtigkeit an und für sich zusammenfallende Forderung, daß jedermann voll und

ganz gehöre, was er erzeugt; es darf ihm also weder unter dem Titel des Unternehmergewinnes, noch unter dem der Grundrente, noch endlich unter dem des Kapitalzinses irgend welcher Tribut auferlegt werden. Der schier unbegreifliche Irrtum aller bisherigen sozialen Schulen liegt aber darin, daß sie, um das Anrecht des Arbeitenden auf den vollen Ertrag zu verteidigen, den Nachweis liefern zu müssen glaubten, daß Arbeit allein produktiv sei, Unternehmerschaft, Boden und Kapital aber nicht. Dieser Nachweis wird nie gelingen, weil er Unwahres beweisen würde. Doch nicht darauf kommt es bei der Lösung des sozialen Problems an, sondern darauf, den Menschen als Arbeitenden in den Besitz auch von Unternehmerschaft, Boden und Kapital zu setzen. Heute führen die vier großen Einkommenszweige — Arbeitslohn, Gewinn, Rente und Zins — ein jeder sein Sonderdasein. Die Menschen leben entweder davon, daß sie (körperlich oder geistig) arbeiten, oder davon, daß sie die Gefahr für die Arbeit anderer auf sich nehmen, oder davon, daß der Boden, oder endlich davon, daß das Kapital ihnen gehört. Es kommt zwar bisweilen vor, daß mehrere oder wohl auch daß alle diese Einkommenszweige in einer Hand vereinigt sind; der Unternehmer kann zugleich Kapitalist oder Grundherr oder auch Arbeiter sein; aber die Regel ist doch die Trennung, die Unfähigkeit des Arbeitenden, die eigene Arbeit zu lenken, seine Entblößung von Boden und Kapital. Diese Trennung der Einkommenszweige ist es, was beseitigt werden muß und kann. Der Arbeitende muß sein eigener Unternehmer, Grundbesitzer und Kapitalist werden, dann gehören ihm Lohn, Gewinn, Rente und Zins zu eins, und sein Anrecht auf die drei anderen Einkommenszweige braucht nicht in sophistischer Weise aus der sinnlosen Behauptung herausgeflügelt zu werden, daß Arbeit allein — also ohne Lenkung, ohne Naturkräfte und ohne Kapital — produktiv sei; es ergibt sich in höchst ungewohnter Weise aus den drei Wahrheiten, daß erstlich die Arbeitenden — haben sie erst einmal eine gewisse Kulturstufe erreicht — der herrischen Lenkung nicht bedürfen, also ihre eigenen Unternehmer sein können; daß zum Zweiten der Boden, den niemand erzeugt, niemand

gehöre, also jedermann zur beliebigen Benutzung freistehende; und zum Dritten, daß die Arbeit sich das zu Zwecken der Produktion erforderliche Kapital selber erzeugen könne.

Aber — so wird man uns einwenden — gerade letzteres haben wir oben dem Kommunismus gegenüber insofern bestritten, als wir diesem vorwarfen, daß er die Kapitalien von den einzelnen Arbeitenden ohne Rücksicht auf den Bedarf des einzelnen einhebe und verteile. Daraus, daß Kapital das Ergebnis von Arbeit ist, folgt noch nicht, daß das selbst erzeugte und das selbst benutzte Kapital überall zusammenfallen. Allerdings, nicht überall, d. h. nicht unter dem Walten jeder sozialen Ordnung; wo die Arbeit unfrei ist, wo sie nicht fessellos dem eigenen Nutzen nachgehen kann, sondern dem Gebote eines Herrn — derselbe heiße nun „Kapitalist“ oder „Gesellschaft“ — gehorchen muß, dort besteht zwischen Produktion und Fruchtgenuß von Kapital kein notwendiger innerer Zusammenhang. Die bestehende Gesellschaft sowohl als die von den Sozial-Demokraten angestrebte muß daher diesen fehlenden inneren Konnex durch künstliche äußere Mittel ersetzen — erstere durch den Zins, letztere durch den Zwang. Anders jedoch verhielte es sich in einer wahrhaft freien Gesellschaft. In dieser würde sich, wie später gezeigt werden soll, das absolute Gleichgewicht zwischen Kapitalgenuß und Kapitalerzeugung ganz von selber einstellen.

IX.

Wie aber soll die Arbeit organisiert werden, wenn es weder kapitalistische Unternehmer giebt, noch der Staat sich in die Produktion mengt? Die isolierte, anarchische Arbeit ist doch nur im Zustande der primitivsten Barbarei möglich; gerade die Verwendung jener in den Dienst der Menschheit gezwungenen Elementarmächte, durch deren Vermittlung erst jener überschwängliche Reichtum erzeugt werden kann, welcher im Vorhergehenden als Vorbedingung der sozialen Emanzipation dargestellt wurde, setzt doch Vereinigung und wohlgegliedertes Zusammenwirken Vieler voraus; und wer soll dieses Zusammenwirken organisieren, wer die bei jeder höher gearteten Produktion unerläßliche Disziplin aufrecht erhalten, wenn es dem Belieben eines jeden Einzelnen überlassen bleibt, ob, was und wo er arbeiten will?

Dieses Bedenken erscheint auf den ersten Anschein geradezu unbefiegbar, und daß man es ausnahmslos bisher dafür gehalten hat, erklärt den unvermittelten Zwiespalt, in welchem sich die Anhänger der bestehenden Wirtschaftsordnung und die der sozialen Zukunft befinden. Freiheit mit Gerechtigkeit zu vereinigen, halten beide für unmöglich, und je nachdem sie nun auf die erstere oder letztere den größeren Nachdruck legen, entscheiden sie sich für das Bestehende oder für das Zukünftige, ohne daß an eine Vereinbarung zwischen ihnen zu denken wäre. Und doch beruht dieser scheinbare Zwiespalt zwischen Gerechtigkeit und Freiheit lediglich auf einem Mißverständnis, auf

dem Übersehen nämlich, daß der aller Fesseln jedes wie immer gearteten Monopols entledigte, wirklich frei waltende Eigennutz ganz von selber, man könnte sagen in rein automatischer Weise, jene Ordnung, jene Harmonie der wirtschaftlichen Interessen zutwege bringt, welche die kommunistischen Verfechter der wirtschaftlichen Gerechtigkeit erst im Wege des Zwanges und durch künstliche staatliche Veranstaltungen glauben herbeiführen zu müssen.

Was zunächst die Organisation der Arbeit anlangt, so bedarf es keines tieferen Nachweises, um klar zu machen, daß die zu einer bestimmten Produktion vereinigten Arbeiter sich ganz gut, ja besser als der Staat eine entsprechende Organisation schaffen können. Es ist nicht notwendig, ihnen Beamte zu Direktoren zu geben, die der Staat angestellt hat, sie können sich ihre Direktoren auch selber wählen, und es liegt auf der Hand, daß sie dabei, da es sich um ihr oberstes eigenes Interesse handelt, in neunundneunzig Fällen unter hundert die richtigere Wahl treffen werden, als die bei dem Gedeihen ihres Unternehmens nur höchst mittelbar interessierte und dessen praktische Erfordernisse in der Regel gar nicht verstehende Gesamtheit. Aber, so wird man fragen, was soll denn die Arbeiter veranlassen, sich zu solchen Organisationen, zu solchen Betriebsgenossenschaften überhaupt zusammenzutun, wenn es ihnen freisteht, nach Belieben auch auf eigene Faust zu wirtschaften? Ei nun: ihr Interesse! Wer im freien Staate der Zukunft beispielsweise Lust verspüren sollte, Ackerbau auf eigene Faust zu treiben, der müßte nicht recht bei Sinnen sein, denn allein für sich könnte er doch den Boden bloß mit dem Spaten umgraben, während er, mit genügend zahlreichen Genossen vereint, dieses Geschäft vermittelt des Dampfpfluges besorgt und solcherart in einer Stunde ungefähr so viel Feld umpflügt, als mit dem Spaten selbst bei angestrengtester Arbeit in Monatsfrist. Da es sich ähnlich mit jeglicher materiellen Arbeit verhält, so werden alle Sene, die nicht arbeiten, um sich zu plagen, sondern um zu produzieren, Vereinigungen bilden, und zwar offenbar so große und zahlreiche Vereinigungen, als der nützlichsten und fruchtbarsten Art der Produktion

entsprechen wird. Daß arbeitende Menschen, zu gemeinsamer Produktion vereinigt, sich dann auch ohne behördliche Einmischung zu organisieren verstehen, bedarf wohl keines Nachweises: ist es doch bisher auch schon geschehen, und die Neuerung, welche diesbezüglich in das Gebiet der Produktion einzuführen wäre, brauchte bloß darin zu bestehen, daß der Ertrag der gemeinsamen Arbeit nicht nach dem Verhältnisse des eingelegten Kapitals, sondern nach demjenigen der geleisteten Arbeit zu verteilen wäre, wobei ebenso selbstverständlich nicht alle Arbeit die gleiche Entlohnung finden, sondern, entsprechend den Gesetzen von Angebot und Nachfrage, von Gebrauchswert und Seltenheit der sich anbietenden Arbeitskräfte, mannigfache Verschiedenheiten platzgreifen könnten. Als selbstverständlich wird in diesen freien Assoziationen gelten, daß Niemand zur Arbeit gezwungen werden dürfe. Ob, wie viel und wo er arbeitet, würde Jedermanns eigenem Interesse anheimgegeben, nur würde sich auch der bei Verteilung des gemeinsamen Produktionsertrages auf ihn entfallende Anteil nach dem Ausmaße seiner freiwilligen Arbeitsleistung richten.

Untersuchen wir nun die Frage der Kapitalbeschaffung. Hier haben wir daran festzuhalten, daß dieselbe einerseits in der Weise erfolgen muß, daß Niemand zu einer, den eigenen Bedürfnissen und Neigungen nicht genau entsprechenden Sparsamkeit gezwungen werde, daß Jedermann genau jenen Anteil am Nutzen der aufgestapelten Kapitalien genieße, welcher seinem eigenen Kapitalantheile entspricht, und daß auf der anderen Seite trotzdem jedem Arbeitenden die Verwendung auch solcher Kapitalien möglich sei, welche nicht das Ergebnis gerade seiner eigenen Produktion und Sparsamkeit sind. Wir haben bereits im Früheren bemerkt, daß man bisher die Lösung dieses scheinbaren Gegensatzes für unmöglich gehalten und daß deshalb die moderne Gesellschaft sich über denselben durch den Kapitalzins, die im sozialdemokratischen Programme angestrebte kommunistische durch den Zwang hinwegsetzt. Die einfache und naturgemäße Lösung aber liegt darin, daß bei wirklich freier Organisation der Produktion, die jedem Arbeitenden die beliebige Benutzung aller wie

immer gearteten Produktionsmittel anheimgiebt, auch jeglicher, bei welcher Produktion immer erzielte Vorteil der Gesamtheit aller Arbeitenden zugänglich ist. Wenn es jedermann freisteht, die ihm zusagende Arbeitsgelegenheit aufzusuchen und nach Belieben auch wieder zu verlassen, so ist es selbstverständlich, daß dies von jedem Arbeitenden dazu benützt werden wird, sich jener Produktion zuzuwenden, bei welcher er die seinen Kräften und Fähigkeiten entsprechende höchste Rente findet. Vermehrte Kapitalzuwendung erhöht nun den Ertrag der Produktion. In der bestehenden Gesellschaft kann dies den an anderen Produktionsstätten Beschäftigten nichts nützen, und wenn es daher ihr Kapital gewesen, das zur Steigerung der Ergiebigkeit beigetragen, so ist es nicht bloß gerecht, daß ihnen dafür in Gestalt des Zinses eine Entschädigung geboten werde, es ist auch offenbar, daß sie von ihnen aufgespartes Kapital zu fremder Produktion nicht oder nur gezwungen hergeben würden, wollte man ihnen eine solche Entschädigung vorenthalten. In der freien Gesellschaft dagegen ersetzt die absolute Freizügigkeit der Arbeitskräfte den Zins in der vollkommensten Weise, denn hier werden naturgemäß der durch vermehrte Kapitalzuwendung an Ergiebigkeit steigenden Produktion insolange Arbeitskräfte zufließen, bis sich das Gleichgewicht aller Arbeitserträge wieder hergestellt hat.

Der Vorteil wo immer und gleichviel aus welchen Mitteln gesteigerter Arbeitsergiebigkeit kommt sohin gleichmäßig den sämtlichen in einer so gearteten Gesellschaft Arbeitenden zugute.

Es soll aber — so verlangt es das Prinzip der Freiheit — zur Kapitalbildung Niemand gezwungen werden. Wie läßt sich das durchführen, wenn einerseits ein mit jedem Fortschritte der Kultur steigender Kapitalbedarf zu decken ist und andererseits jeder Arbeitende gleichviel, ob er selber spart oder nicht, an den Vorteilen jeglicher, sei es durch welche Kapitalien immer, beflügelter Produktion teilnehmen darf? Ganz einfach dadurch, daß man die zur Kapitalisation erforderlichen Summen nicht auf die arbeitenden Individuen, sondern auf die Nettoerträge der Arbeit verteilt. Die oberste Verwaltungs-

behörde der Gesellschaft ist es, die eine Abgabe erhebt, aus deren Ertrag sämtliche Kapitalbedürfnisse Befriedigung finden; aber diese Abgabe wird nach einem gleichmäßigen Prozentsatze von den Produktionserträgen in Abzug gebracht; es zahlt sie also Jedermann bloß nach Maßgabe seiner thatsächlich geleisteten Arbeit; sofern er aber gearbeitet hat, verwertete er dabei thatsächlich Kapital, und zwar wie wir oben gesehen haben, nicht bloß das in seiner eigenen Produktion unmittelbar, sondern mittelbar das in allen Produktionsstätten der Gesamtheit stekende. Wer in einer solchen Gesellschaft doppelt so viel arbeitete, wie der Andere, der hat doppelten Nutzen aus der in besagter Gesellschaft durchgeführten Kapitalverwendung gezogen — und zwar gleichviel, ob die Produktion, in welcher er unmittelbar beschäftigt ist, mit geringeren oder großen Kapitalien ausgestattet gewesen — und wenn er nun mit dem doppelten Betrage zur Kapitalbildung der Gesamtheit herangezogen erscheint, so ist dies nicht bloß vollkommen gerecht, sondern in Wahrheit auch gar nicht Anderes, als die unvermeidliche und naturgemäße Konsequenz seiner eigenen Willenshandlungen.

Sehen wir nun, wie sich absolute Herrenlosigkeit des Bodens mit rationellen Bodenbewirtschaftung verträgt. Boden ist bloß in beschränkter Menge vorhanden, zudem aber an Güte und Ergiebigkeit sehr verschieden; es ist unmöglich, das die gesammte Arbeitskraft sich der Landwirtschaft widme, und vollends unmöglich, daß dies ausschließlich auf bestem Boden geschehe. Nun giebt es aber, wenn der Boden vollkommen herrenlos gleich atmosphärischer Luft sein soll, und folglich auch die Gesellschaft als Ganzes keinerlei Abgaben für dessen Benutzung erheben darf, nur eine Möglichkeit für alle Welt, den Fruchtgenuß der im Boden schlummernden Naturkräfte zu erlangen, nämlich die Arbeit. Wird dabei nicht ein Krieg Aller gegen Alle um die Bodenbenutzung und insbesondere um die Benutzung des besten Bodens entstehen? Durchaus nicht, denn auch hier liegt die Lösung darin, daß das Jedermann zustehende Recht, Boden zu bearbeiten, von Jedermann naturgemäß dazu benützt werden wird, sich der

Bodenwirtschaft dann und dort zuzuwenden, wenn und wo dadurch der höchstmögliche Ertrag für ihn zu erzielen ist. Es werden sich also der Landwirtschaft nur insolange Arbeitskräfte zuwenden, bis der Ertrag von landwirtschaftlicher Arbeit sich in's Gleichgewicht mit dem Ertrage anderer Arbeitszweige setzt, und ebenso werden sich auf besseren Boden nicht mehr Arbeiter niederlassen, als sich mit dem Gleichgewichte des auf den Einzelnen entfallenden Ertrages von besserem und schlechterem Boden verträgt. Dadurch wird aber ebenso selbstverständlich jeder Arbeitende den Mitgenuß nicht bloß der Bodenbenutzung im Allgemeinen, sondern der Benutzung besten Bodens besitzen, und darauf kommt es an, nicht auf die thatsächliche Ausübung des Bodenbenutzungsrechtes, damit der Satz zur Wahrheit werde, daß die Erde mitsammt allen ihren Schätzen Jedermann zum Fruchtgenusse anheimgegeben sei.

Als letzter Gegenstand der Untersuchung bietet sich uns die Frage, ob solcherart — im Wege freiwilliger, jedem obrigkeitlichen Zwange entrückter Bethätigung des wohlverstandenen Eigennuzes der einzelnen Arbeitenden — auch eine den Bedürfnissen entsprechende Verteilung der Arbeitskräfte auf die einzelnen Produktionszweige mit Sicherheit zu erwarten sei. Wenn Niemand da ist, der dafür verantwortlich gemacht werden kann, daß gerade jene Dinge erzeugt werden, nach denen sich Bedarf zeigt, dann — so könnte man meinen — müsse die Produktion plan- und ziellos in die Irre gehen; statt sich auf die Erzeugung von Dingen zu werfen, an denen gerade Mangel vorhanden ist, würden — das ist die ziemlich allgemein und insbesondere von den Kommunisten gehegte Meinung — frei schaltende Individuen mit der Erzeugung solcher Dinge sich befassen, auf welche ihre unberechenbare Laune sie gerade hinweise. Doch auch das ist eine vollkommen überflüssige Sorge. Man darf nur nicht vergessen, daß die letzte Absicht jedes arbeitenden Menschen — so weit es sich nicht um die Hervorbringung geistiger Güter, sondern um materielle Produktion handelt — mit nichten auf die Erzeugung irgend einer bestimmten Waare, sondern ausschließlich auf die Erzielung eines

bestimmten Produktionsnutzens, und zwar eines möglichst hohen Nutzens bei möglichst geringer Anstrengung, gerichtet ist. Der Kornproduzent will nicht Korn, der Eisenproduzent nicht Eisen, der Leinenproduzent nicht Leinen hervorbringen, vielmehr sind Erzeugung von Korn, Eisen und Leinen lediglich die zufällig gewählten Mittel, während der Zweck einzig die Deckung der Bedürfnisse des Produzenten ist; und wer darauf rechnet, daß sich die Arbeitskräfte jenen Produktionszweigen zuwenden werden, bei welchen sie den verhältnismäßig höchsten Ertrag finden, der braucht nicht zu besorgen, durch den Erfolg Lügen gestraft zu werden. Nun hängt aber der Ertrag jeglicher Produktion von dem Verhältnisse zwischen Angebot und Nachfrage ab; wenden sich einem Arbeitszweige mehr Kräfte zu, als zur Deckung des Bedarfes erforderlich sind, so sinkt der Ertrag, und umgekehrt verhält es sich, wenn der Bedarf über das durch die vorhandenen Arbeitskräfte erzeugte Angebot hinausgeht. Man lasse also den Menschen nur Freiheit, sich jene Produktion auszusuchen, bei welcher sie den höchsten Ertrag finden, und sie werden ganz von selber Dasjenige erzeugen, worauf sich jeweilig der Bedarf richtet. Zu diesem Behufe besondere künstliche Verwaltungsmaßregeln zu treffen, die Leute dazu zwingen wollen, wozu ihr eigener Vorteil sie nötigt, ließe auf dasselbe hinaus, als ob man das Wasser eines Stromes in Fässern und Eimern thalab tragen wollte, aus Besorgnis, daß es andernfalls vielleicht auch thalauf zu strömen ein Gelüste zeigen könnte.

In Wahrheit vermöchte eine kommunistische Organisation der Arbeit diesen obersten Zweck der Produktion, nämlich die pünktliche Befriedigung der jeweilig auftauchenden Bedürfnisse, gar nicht zu erfüllen, gerade weil sie den dieses Ergebnis mit automatischer Sicherheit herbeiführenden Eigennutz außer Wirksamkeit gesetzt hätte. Um zu wissen, wonach sich der Bedarf in einer nach Millionen zählenden Gesellschaft richtet, giebt es gar kein anderes Mittel, als den freien Markt mit seinen durch Angebot und Nachfrage regulierten Preisen. Im Kreise der Familie, wo die Bedürfnisse in Form von Wünschen und Bitten sich aussprechen können, mag allenfalls der Markt zu

entbehren sein, obwohl auch hier nur in der Weise, daß die Autorität des Familienoberhauptes über die verhältnismäßige Dringlichkeit der verschiedenartigen, vor sein Forum gelangenden Bedürfnisbefriedigungswünsche entscheidet. Wie aber soll eine kommunistische Staatsverwaltung darüber entscheiden, wie soll sie wissen, worauf sich der Bedarf gerade richtet? Denn, man übersehe nicht, daß es nicht darauf ankommt, zu wissen, was überhaupt, sondern was verhältnismäßig am dringendsten gewünscht wird. Die Bedürfnisse sind grenzenlos, sie können in ihrer überhaupt möglichen Ausdehnung gar niemals vollkommen befriedigt werden, und selbst beim größten Wohlstande werden sich die Menschen immer darauf einrichten müssen, den einen Wunsch dem andern zu unterordnen. Damit also, daß die kommunistische Staatsverwaltung die Forderungen ihrer Angehörigen entgegennimmt, ist sie noch nicht im Geringsten darüber orientiert, welchem Begehren der Vorrang vor den anderen einzuräumen sei. Man wird vielleicht sagen, daß die Fordernden selber eine Rangordnung ihrer Wünsche bekanntgeben könnten; doch auch damit wäre noch nichts gethan, denn die Rangordnung der Wünsche ist keine absolute, sondern bedingt durch das Opfer, durch den Preis, der an die Erreichung des einzelnen Wunsches gesetzt werden muß. So lange ich nicht weiß, was Brod und was Fleisch kosten, bin ich selber gar nicht in der Lage, zu sagen, ob ich Brod oder Fleisch haben will, denn ich würde beispielsweise letzteres vorziehen, falls ich mit dem gleichen Opfer nach Wahl ein Kilogramm Brod oder ein halbes Kilogramm Fleisch erhalten könnte, dagegen aber mich für Brod entscheiden, wenn ich beispielsweise statt eines Kilogramms von diesem blos 10 Dekagramm Fleisch erhielt. Der Preis ist eben mit bestimmend für das Bedürfnis und daher ohne ihn vernunftgemäße Bedürfnisbefriedigung unmöglich.

Zwar hat auch darauf der Kommunismus scheinbar eine Antwort, indem er sagt, man könnte die Güter nach dem zu ihrer Hervorbringung erforderlichen Arbeitsaufwande tarifieren. Das ist an und für sich auch ganz richtig; aber abgesehen davon, daß dieses Arbeits-

geld das denkbar schlechteste Geld wäre, indem es die Tagesleistung des Fleißigen und Geschickten derjenigen des Faulen und Ungeschickten gleich setzen würde — abgesehen davon müßte die kommunistische Staatsleitung, um solcherart hinter das Geheimniß des Bedarfes zu kommen, den freien Markt gewähren lassen, d. h. sie dürfte den Leuten nicht Dasjenige zuteilen, was sie als deren „vernunftgemäßes Bedürfnis“ auffaßt, sondern sie nach Lust und Laune wählen und markten lassen. Und nachdem all' dies geschehen, was ist es, was die kommunistische Oberleitung zu verfügen hätte, um die Nutzenanwendung aus den solcherart erlangten Marktpreisen zu ziehen? Ei nun, gerade dasjenige, was die Arbeitenden, wenn man sie nur gewähren läßt, unter dem Ansporne des Eigennuzes ganz von selber auch thun. Sie müßte aus Produktionen, für deren Erzeugnisse weniger als der durchschnittliche Arbeitswert geboten wird, Kräfte herausziehen und sie dafür jenen Produktionen zuführen, für deren Erzeugnisse mehr als der durchschnittliche Arbeitswert auf dem Markte zu erlangen ist. Jede Abweichung von diesem Diktate des Marktes wäre von Übel und es läßt sich daher wirklich nicht begreifen, zu welchem Zwecke eine Zwangsorganisation eingeführt werden soll, die bestenfalls — wenn nämlich die kommunistischen Behörden aus durchwegs weisen, scharfsinnigen, die kleinsten Regungen des Bedarfes mit unerhörter Eindrigkeit verfolgenden Männern bestünden — notdürftig das erreichen würde, was der freiwaltende Eigennuz von selbst vollbringt. Allerdings kann man darauf hinweisen, daß im bisherigen Verlaufe der Welt die auf dem Markte herrschende Konkurrenz ihre Aufgabe — das Gleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage zu erhalten — mit nichten in so vollkommener Weise löste, daß an der Möglichkeit verzweifelt werden müßte, es im Wege behördlicher Organisation besser zu treffen. Allein es läßt sich leicht zeigen, daß alle Mängel des Marktes nicht von dessen Freiheit, sondern umgekehrt daher rühren, daß die Arbeit bisher eben nicht frei gewesen, daß die Arbeitenden sich nicht nach Belieben Art und Ort ihrer Produktion wählen konnten; man mache den „freien Markt“ zur vollendeten Wahrheit

und er wird ebenso sicher und fehlerfrei seine Aufgabe erfüllen, wie jeder wirklich naturgemäße Organismus es thut.

Zum Schlusse möchten wir nochmals darauf hinweisen, daß die im letzten Absätze geschilderte Organisation der Arbeit die einzige ist, die den Prinzipien der Freiheit und Gerechtigkeit zugleich vollkommen entspricht. Die bestehende Gesellschaftsordnung ist ein Hohn auf die Gerechtigkeit und sie wahrt die Freiheit bloß für eine verschwindende Minorität auf Kosten drückender Knechtschaft der überwiegenden Mehrheit; der Kommunismus hinwieder setzt an die Stelle der Gerechtigkeit die schablonenhafte Gleichheit und das, was er für Freiheit ausgiebt, ist nichts anderes, als eine neue Form der Knechtschaft. Die bestehende Ordnung verstößt gegen das Naturgesetz, weil sie die Erde zum Eigentum einzelner macht, gegen das Eigentum, weil sie den Ertrag der Arbeit nicht demjenigen zu eigen giebt, der ihn hervorgebracht, sondern anderen, denen sie unter verschiedenen künstlichen Rechtstiteln Gewalt darüber verleiht, und sie verstößt gegen das oberste Prinzip der Menschenwürde, weil sie den arbeitenden Menschen gleich dem arbeitenden Tiere zum Werkzeug der Bedürfnisbefriedigung Dritter erniedrigt. Ebenso aber verstößt der Kommunismus gegen das Naturgesetz, weil er den zu freier Benutzung jedes Einzelnen geschaffenen Planeten ins Eigentum der Gesellschaft nimmt, gegen das Prinzip des Eigentums, weil auch er das Unrecht am Arbeitsprodukte von der Person des Arbeitenden trennt, und schließlich auch gegen die Grundforderung der Menschenwürde, welche verlangt, daß der Mensch sich selber, nicht aber einer wie immer gearteten über ihn gesetzten Herrschermacht diene. Die von uns geschilderte Ordnung dagegen, die Ausmaß, Ort und Zweck der Arbeit ausschließlich dem Belieben des Arbeitenden überläßt, ihm das ungeschmälerte Eigentum über die Produkte seines Fleißes zuspricht und ihn auf wirtschaftlichem Gebiete voll und ganz auf sich selber stellt, sie ist in Wahrheit nichts anderes, als die Fleischwerdung des Prinzipes der Gerechtigkeit und Freiheit.

X.

Wir haben gezeigt, daß das eigentliche oberste Ziel der Sozialdemokratie, nämlich die Befreiung der arbeitenden Massen von der Tyrannei einer durch den Besitz der Produktionsmittel zu schrankenloser Übermacht gelangten Minderheit, und eine dieser Befreiung entsprechende gerechte Verteilung der Erträge menschlicher Arbeit nicht durch den Kommunismus, wohl aber im Wege wahrhafter individueller Freiheit auf dem Gebiete der Produktion zu erreichen sei. Es ergab sich dabei, daß das jedem Arbeitenden einzuräumende freie Verfügungsrecht über die Produktionsmittel vollkommen genügen würde, um jedermann in den vollen Genuß der Früchte des eigenen Fleißes zu setzen, und daß es keiner behördlichen Bevormundung der Produktion bedürfte, um diese in der wirtschaftlichsten Weise zu organisieren, daß vielmehr zu diesem Zwecke die Wirksamkeit wahrhaft frei waltenden Eigennuzes in allen Punkten ausreicht. Ebenso haben wir gesehen, daß die bisherigen sozialistischen Schulen nur aus dem Grunde zum Kommunismus neigten, weil sie sich zu keiner klaren Vorstellung über die allumfassende Wirkung wahrhaft freier Assoziationen emporzurichten vermochten; sie wußten weder, daß der Reichtum unendlich wachsen müßte, sowie nur durch entsprechende Ausdehnung der Konsumtionskraft Verwendung für die Erträge hochproduktiver Arbeit geboten wäre, und meinten daher, durch gleichmäßige Verteilung dafür sorgen zu müssen, daß niemand Mangel leide; und sie glaubten ebenso, daß ein anarchisches Chaos über alle

Arbeitszweige hereinbrechen müsse, wenn es der individuellen Willkür überlassen bliebe, welcherlei Güter erzeugt werden sollen. Es will uns aber scheinen, daß jene, vom tiefsten Mitgeföhle für die Leiden der arbeitenden Massen erfüllten und größtenteils mit den umfassendsten Kenntnissen ausgerüsteten Männer, denen die verschiedenen sozial-kommunistischen Systeme ihre Entstehung verdanken, längst schon die von uns dargelegten, so überaus einfachen Wahrheiten erkannt hätten, wenn nicht ein ganz merkwürdiges Mißverständnis sie gehindert hätte, die Lösung des sozialen Problems auf jenem einzigen Wege zu suchen, auf welchem sie gefunden werden kann, nämlich auf dem der Freiheit. Sie hatten Mißtrauen, ja Widerwillen gegen die wirtschaftliche Freiheit, aus keinem anderen Grunde, als weil die bestehende soziale und wirtschaftliche Ordnung gemeinhin unter dem Namen der liberalen, d. i. also freiheitlichen, bekannt ist, und weil sie diese Ordnung — mit Recht — als die alleinige Ursache des Massenelends erkannten. Sie haßten die Freiheit, weil das in der That Hassenwürdige sich Freiheit nannte. In Wahrheit aber ist diese bestehende Ordnung — auf wirtschaftlichem Gebiete wohlverstanden — der Gegensatz der Freiheit, nämlich Knechtschaft, und um deswillen die wirkliche Freiheit fürchten, läuft auf dasselbe hinaus, als ob man die Tugend hassen wollte, weil scheinheilige Unzucht sich Tugend nennt.

Unter allen Gütern der Menschheit ist die Freiheit das höchste und heiligste; aber wir kennen sie bisher bloß auf politischem Gebiete; dem Wirtschaftsleben der menschlichen Race ist sie fremd geblieben, seit den Ursprüngen der Kultur, seit jenen Zeiten, wo der erste Herr über die ersten Knechte gebot. Die Form, der Rechtstitel der Knechtschaft war es einzig, was all' die Jahrtausende hindurch gewechselt hat. Leiteten die Herrschenden ursprünglich ihren Anspruch auf die Früchte des Schweißes unterworfenen Nebenmenschen davon ab, daß diese ihnen im Kriege zur Beute gefallen, so trat später an die Stelle dieses nackten Kriegerrechtes die Zugehörigkeit des Knechtes an die eroberte Scholle, und in neuester Zeit die auf wirtschaftliche Entblößung und Dhmacht gestützte vertragsmäßige Ausbeutung. Das Wesen der

Knechtschaft aber blieb unwandelbar das gleiche, die Scheidung in genutzlos Arbeitende und in arbeitslos Genießende, in Menschen, die gleich dem arbeitenden Tiere keinen andern Anspruch auf die Ergebnisse ihrer Plage haben, als die Zuweisung von Stall und Futter und in Menschen, denen die Früchte der geistigen und körperlichen Arbeit nicht bloß ihrer lebenden Mitgeschöpfe, sondern auch aller vergangenen Generationen ausschließlich gehören. Politisch sind die arbeitenden Massen frei; sie haben das Recht, mitzusprechen in Parlament und Regierung, hier fällt ihr Wort gleichgewichtig neben dem der Herren in die Waagschale; auf wirtschaftlichem Gebiete aber haben sie zu gehorchen, gleich den Sklaven der Urzeit, und der Wandel, der sich diesbezüglich für sie vollzogen hat, besteht, genau genommen, einzig darin, daß es nicht mehr die Peitsche, sondern der Hunger ist, was sie zur Arbeit für fremden Nutzen antreibt.

Trotzdem aber ist es der politische Liberalismus, der die eiserne Fessel der Knechtschaft gerade an jener Stelle durchreißt hat, wo ihre einzige Stärke liegt. Wohl ist es wahr, daß der sogenannte „freie“ Lohnvertrag zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer bisher eine Heuchelei gewesen; denn die Besitzenden, welche die Mittel zur Befruchtung der Arbeit in Händen hielten, vermochten stets noch den Besitzlosen die Bedingungen vorzuschreiben, unter welchen es ihnen gestattet war, für ihre und des Herrn Bedürfnisse zu arbeiten. Auf der andern Seite aber verbirgt sich hinter der liberalen These, daß den „freien“ Arbeiter niemand zwingen, sich dem Gebote des Arbeitgebers zu unterwerfen, die großartigste und fruchtbarste Wahrheit, von welcher ausgehend, die gesamte soziale Ordnung aus den Angeln gehoben werden kann. Der Sklave und der Hörige mußten arbeiten, weil das Gesetz es forderte; der moderne Arbeiter muß bloß, weil und insoweit er ohnmächtig ist; kein Gesetz hindert ihn, dem Herrn den Gehorsam zu kündigen, die Produktion in die eigne Hand zu nehmen, sowie er die Kraft dazu erlangt — und diese Kraft erlangt er in dem Momente, wo der Wille dazu kein zersplitterter und isolierter, sondern ein zielbewußter und einigter wird.

Doch damit dies geschehe, muß die öffentliche Meinung begreifen lernen, daß es sich bei dem Werke der sozialen Umgestaltung schlechthin um nichts anderes handle, als um die Übertragung des Prinzipes der Freiheit vom politischen auf das wirtschaftliche Gebiet — ein Gedanke, der in Wahrheit schon jenen großen Männern vorgeschwebt hat, welche die Begründer der nationalökonomischen Wissenschaft sind. Die Gesetze des frei waltenden Eigennuzes waren es, welche Adam Smith in seinem unsterblichen Werke darlegte, und sein Irrtum bestand lediglich darin, daß er über die politischen Fesseln des Eigennuzes die wirtschaftlichen und sozialen übersah. Das Ideal des wahrhaftigen Liberalismus, ein Staat, dessen Befugnisse auf gegenseitige Förderung und Versicherung frei waltender Individuen zusammengeschrumpft wären, es wird sich verwirklichen, wenn nur erst die Individuen wirklich frei waltend sind, und die Entwicklung, die wir in den vorigen Artikeln dargelegt, sie ist nichts anderes, als die Anwendung der liberalen Prinzipien auf das soziale Gebiet: Sozial-Liberalismus oder soziale Freiheit. Sozial-Demokratie dagegen bedeutet, wie schon der Name besagt, bloß eine Änderung der Person des auf sozialem Gebiete Herrschenden: statt der vielen kleinen Herren soll es einen Einzigen geben, das ganze Volk. Gewiß, dieser alleinige Herrscher würde den kleinen Tyrannen gegenüber den gewaltigen Vorzug haben, daß er sich das Wohl Aller zum Zwecke setzte, während diese nur auf ihr eignes Wohl bedacht sind. Aber die Freiheit ist selbst dem wohlwollendsten Herrscher vorzuziehen, und wenn dieser vollends mit jener Allgewalt ausgestattet werden soll, die der Kommunismus für die herrschende Gesamtheit beansprucht, so muß man es begreiflich finden, daß stolze und freiheitliebende Menschen ihm die bössartige, dafür aber beschränkte Macht der kleinen Einzeltyrannen vorziehen.

Und gleichwie es lediglich auf einem kolossalen Mißverständnisse beruht, daß der Kommunismus, statt zu fordern, daß die Freiheit ihr Werk vollende, sich gegen diese auflehnt, so beruht es auch nur auf einem Mißverständnisse, wenn aufrichtig liberal gesinnte Menschen sich dem Wahne hingeben, die Übertragung der freiheitlichen Prinzipien auf

das soziale Gebiet würde der Untergang der politischen Freiheit bedeuten. Liberalismus und Sozialismus sind nicht Gegensätze, nicht zwei feindliche Prinzipien, sondern auf's innigste mit einander verbunden und gegenseitig eines durch das andre bedingt. Daß sie sich bisher so erbittert bekämpften und noch immer bekämpfen, beruht lediglich auf den Irrtümern der beiderseitigen Anhänger, Irrtümern, die in letzter Linie dahin führen, daß in beiden Lagern auf das gräßlichste gegen die selbstbekannten Prinzipien verstoßen wird. Gleichwie der Sozialist, der Freiheit und Gerechtigkeit dadurch verwirklichen, Knechtschaft und Ausbeutung dadurch beseitigen will, daß er alle zu Knechten der Gesamtheit macht und zu deren Gunsten ausbeutet, sich selber treulos wird; so gibt auch der Liberalismus sein ureigenstes Prinzip preis, wenn er sich dabei beruhigt, daß die politisch freien Massen der Möglichkeit beraubt bleiben, ihre Kräfte zu eigenem Vorteile zu gebrauchen. Und der Grund dieses merkwürdigen Zwiespaltes in den eignen Anschauungen liegt auf beiden Seiten in nichts anderem, als in der Kurzsichtigkeit, mit welcher man gerade den Irrtum des Gegners für das wahre Wesen von dessen Bestrebungen nimmt. Weil der Liberale behauptet, wirtschaftliche Gerechtigkeit sei unvereinbar mit politischer Freiheit, verzichtet der Kommunist auf die politische Freiheit und will sein Ideal im Wege einer neuen Form der Knechtschaft verwirklichen. Und weil das der Kommunist thut, verzichtet der Liberale auf die wirtschaftliche Gerechtigkeit und glaubt die Freiheit mit der herrschenden Form der Knechtschaft vereinbaren zu können. Was Freiheit sei, so sagen gleichsam die Sozial-Demokraten, müssen doch die Liberalen selbst am besten wissen, also fort mit ihr, da sie die Ausbeutung der Majorität zu Gunsten einer Minderheit zur Voraussetzung hat; was soziale Gerechtigkeit ist, so sagen wieder die Liberalen, müssen doch die Sozial-Demokraten am besten wissen; also fort mit ihr, die nur aus dem Grabe der Freiheit und des Fortschrittes erblühen kann!

Wir aber meinen, daß der Liberalismus eine andre Mission als die Herbeiführung der Freiheit auch auf sozialem Gebiete gar nicht

besitze, daß er ebenso unhaltbar als wertlos wäre, wenn er wirklich auf das politische Gebiet beschränkt bleiben müßte. Man täusche sich doch darüber nicht, daß die Gleichberechtigung zwischen Herr und Knecht, sie mag durch noch so viele Verfassungs-Paragraphe gewährleistet sein, ein Unsinn ist. Wer, um zu leben, von fremder Willkür abhängig ist, der kann unmöglich als Ebenbürtiger dieses seines Herrn auf politischem Gebiete gelten. Alle Erschütterungen und Kämpfe, von denen das gesamte Leben der abendländischen Völkerfamilie seit einem Jahrhunderte unablässig durchwühlt wird, sind nichts andres, als das naturnotwendige Ergebnis des unversöhnlichen Gegensatzes zwischen politischer Freiheit und wirtschaftlicher Knechtung, und wer da meint, daß dieser Zwitterzustand sich als etwas Dauerndes etablieren kann, wer nicht einseht, daß er notwendig mit einem vollständigen Siege der Freiheit über die Knechtschaft oder mit dem vollständigen Siege der Knechtschaft über die Freiheit enden muß, der versteht die Zeichen der Zeit nur schlecht.

Im Verlage von **E. Pierson** in **Dresden** und **Leipzig**
ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der einzige Rettungsweg

von

Michael Klürsheim.

Ein starker Band von 603 Seiten Großoktav.

Preis 5 Mark.

Deutschland in hundert Jahren

von

Michael Klürsheim.

Preis 1 Mark.

Sehnpfennig-Bibliothek!

Von dieser neuartigen, originellen, erstaunlich billigen, interessanten und nützlichen Büchersammlung sind bis Ende Juni 1890 zwanzig Bändchen erschienen, die man in den Buchhandlungen verlangen wolle! Preis blos 10 Pf. pro Bändchen!!!

Beiträge von Tolstoj, Boyesen, Jókai, Julius Stettenheim, Oskar Justinus, Ed. Pökel, Ferd. Groß, f. v. Kopff-Essenther, B. v. Suttner, A. G. v. Suttner, Taine, Balduin Groller, Leopold Katscher, Karl Pröll, E. v. Jagow, Emil Peschkau, Hugo Klein, Woldemar Kaden, Edm. Wengraf, Vámbery u. v. A.

Verlag von **Rosenbaum & Hart** in **Berlin W.**

Irland.

Ein soziales Zukunftsbild

von

Theodor Herzka.

Vierte Auflage.

336 Seiten gr. Oktav. Preis 3 Mark.

Ein eigenartiges Buch von einer außerordentlichen Tragweite, die sich heute noch nicht ganz berechnen läßt. Jeder halbwegs Gebildete, der über die Geschichte der Menschheit nachdenkt und sich für die soziale Frage interessiert, müßte dieses literarisch und wissenschaftlich gleich bedeutende Werk lesen.

Die hervorragenden Presseorgane und die berufensten Sachverständigen haben „Irland“ begeistert besprochen, und zwar solche der verschiedensten Parteirichtungen. Es ist keine Utopie nach Art der früheren „Staatsromane“, sondern ein auf realen Grundlagen beruhendes, hinreichend schön und höchst spannend geschriebenes „neues Evangelium“ sozialpolitischer Natur, berufen, bei der künftigen Gestaltung der menschlichen Einrichtungen eine wichtige Rolle zu spielen. Trotz aller echten Wissenschaftlichkeit gemeinverständlich abgefaßt, wird und muß „Irland“ den Gelehrten und den Laien gleichmäßig entzücken.

Die Waffen nieder!

Eine Lebensgeschichte

von

Bertha von Suttner.

Dritte Auflage.

Zwei Bände. Preis broschirt 8 Mark, eleg. geb. 10 Mark.

Obiger Roman hat in der Presse eine ungewöhnliche Bewegung hervorgerufen und geradezu Aufsehen erregt. Die wichtigsten Tagesblätter und periodischen Zeitschriften haben demselben Zenitketten und Abhandlungen gewidmet.

Einiges aus den Stimmen der Presse:

Das herrliche Werk wird, ich zweifle nicht, ein standard-work werden: seit Frau von Staël hatten wir keine so mächtige weibliche Feder.

Friedrich von Bodenstedt.

Mit diesem Buche hat sich der Autor ein unvergängliches Denkmal gesetzt.

B. Carneri, Neue Freie Presse.

Das ist nicht nur ein Buch: es ist ein Ereigniß.

H. Hart, Tägliche Rundschau.

Darum gehört ihr Buch zu den gelungensten, die je geschrieben worden sind.

O. Neumann-Hofer, Berliner Tageblatt.

Es ist ein mutiges und ein kluges Buch, das Frau von Suttner geschrieben hat.

Max Harden, Die Nation, 1890, Nr. 22.

Ich bitte Sie, einige Stunden diesem erschütternden Werke zu widmen noch Passion für den Krieg hat, den bedauere ich wirklich.

(Aus der Rede des Finanzministers v. Puzajewski im österr. Parlament 1890.)